

III. Abschnitt.

Charakteristik der ungarischen Ruthenen.

Die ungarischen Ruthenen bilden keine homogene Menschenmasse, sondern es lassen sich drei Hauptgruppen derselben und mehrere Unterabtheilungen deutlich unterscheiden.

Die Hauptgruppen sind:

A. Die Verchovinaer (Verhovinci, Hochländer vom ruthenischen Worte verch = Spitze, Berg) in den unmittelbar an Galizien grenzenden Gebirgsgegenden der Komitate Marmaros, Beregh und Ungh.

B. Die Dolischnianen oder Blachen (Dolynjane oder Blachy (eigentlich Blachy), Bewohner der Ebene) in den mehr flachen Gegenden der vorgenannten Komitate, dann im Szathmárer-, Ugocsaer- und Szabolcszer-Komitate.

C. Die mehr oder minder slovakisirten Ruthenen in den Komitaten Zemplin, Sáros, Abauj und Zips, denen als Ableger auch die ruthenischen Kolonien in den übrigen Theilen Ungarns beizuzählen sind.¹⁾

A. Die Verchovinaer

sind unter den Ruthenen Ungarns diejenigen, welche deren ursprünglichen Typus, nämlich den eines kräftigen Hirtenvolkes bis an den heutigen Tag am reinsten bewahrt haben. Sie zeichnen sich im Vergleiche mit den Uebrigen durch eine etwas gehobene, breite Brust, mit der die schmalen Hüfte und die flügelartig hervortretenden Schultern seltsam kontrastiren, ferner durch größere Stämmig-

1) Die „slovakisirten“ Ruthenen Ungarns könnten mit demselben oder vielleicht mit noch größerem Rechte als „polonisiert“ bezeichnet werden. (S. I. Abschn. S. 9–11.) Ich wähle aber ersteren Ausdruck, weil derselbe weniger tendentiös klingt.

keit des Leibes, durch gestählte Spannkraft der Muskeln und durch eine meist imponirende Gestalt aus. Das Antlitz der Männer gefällt im Profil betrachtet, ist aber gerade nicht schön zu nennen. Es wird durch die ungewöhnliche Breite des Stirnbeines, durch das starke Hervortreten der Nasenbeine und durch die markirten Kaumuskeln entstellt. Den weitgeschlitzten Mund umrahmen dünne Lippen; das schein blickende, meist graue Auge ist von buschigen, halbkreisförmig gebogenen Braunen überschattet; die Gesichtsfarbe ist frisch, ohne daß man sagen könnte, es leuchte eine strogende Gesundheitsfülle daraus hervor; das Mienenspiel jedoch ist matt und es prägt sich darin eine gewisse Abgestumpftheit aus. Weit hübscher sind die Frauen, zu deren Reizen anmuthige Beileibtheit, ein zierlich gerundetes Gesicht, ein ungewöhnlich kleiner Fuß und ein mitunter feuriges Auge gehören. Doch altern dieselben rasch, und es krümmt sich in Folge schwerer Arbeit nur zu bald ihr Rücken. Die vorherrschende Farbe des Haares ist bei beiden Geschlechtern die braune. Dasselbe spielt übrigens bei erwachsenen Männern häufig ins Röthliche, und es haben namentlich die Bärte insgemein dieses Colorit. Unter den Kindern findet man viele flachshaarige Blondköpfe, die mit dem vorrückenden Alter sich dem geschilderten Haartypus nähern. Greise gefallen sich im Tragen langer Bärte, die bei jüngeren Männern eine Seltenheit sind. Verunstaltungen durch Kröpfe kommen zu Zabroggy, Koftrina, Perecseny, Berch-Bisttra, Kofstoka und Pástély im Ungher, um Szukto und Plozko im Beregher, endlich um Nahó und Bisso im Marinaroszer Komitate vor. Die in der Berchovina vorherrschenden Krankheiten sind: die Ruhr mit gastrisch-biliösen Komplikationen, rheumatische und gichtische Fieber mit Gelenk-Anschwellungen, die Krätze als Folge der Unreinlichkeit, Augenleiden als Folgen des rauhen Klimas und des Aufenthaltes in rauchigen Räumen, Stocungen und Drüsen-Anschwellungen im Unterleibe als Folgen der Unmäßigkeit im Genuße derber Kost und katharrhöse Lungen- und Brustfell-Entzündungen. Die Tuberkulosis ist hier noch beinahe unbekannt, Skrofelsucht dagegen leider in der Zunahme begriffen. Geisteskrankheiten kommen (meist als Folgen maßloser Trunksucht) im Marinaroszer Komitate häufig, im Ungher ziemlich selten und im Beregher und Ugozsaer beinahe gar nicht vor. Wenigstens gelangten in den letztgenannten beiden Komitaten im Jahre 1858 bloß 4 derselben Krankheitsfälle zur ärztlichen Beobachtung, wogegen in der Marmaros 83 und im Ungher Komitate 19 beobachtet wurden. Die Berchovinaer erreichen im Durchschnitte ein ziemlich hohes Alter. So waren im Jahr 1857 unter der 56,321 Köpfe zählenden männlichen Bevölkerung der Stuhlbezirke Hufst, Nahó, Dekörmezó, Also-Bereczke und Nagh-Bereczna 2790 über 60 Jahre alte Männer (also traf ungefähr auf je 20 lebende Männer ein solcher Greis), und von den 56,487 Weibern hatten 1900 dieses Alter überschritten. In jedem Dorfe trifft man achtzigjährige Leute.

Der Berchovinaer ist im Allgemeinen gutmüthig, folgsam und dienstfertig, doch unzuverlässig. Er arbeitet gerne, wenn ihm die Aussicht auf baldigen und sicheren Lohn winkt und die Anstrengung nicht lange währt. Im ent-

gegengefezten Falle läßt er muthlos und widerwillig die Hände sinken und erwartet er von den Fügungen des Schicksales sein Heil. Droht dagegen seinem Leben oder seinem Eigenthume Gefahr, so rafft er sich leicht zu dem energichsten Widerstande empor und offenbart dann mitunter einen an Tollkühnheit grenzenden Muth. Unter den männlichen Bewohnern der Verchovina sind mehrere, die sich rühmen können, mit Bären gerauft und diese — freilich mit Zuhilfnahme einer Hacke oder eines Messers — im Handgemeine überwunden zu haben. Im Uebrigen geht er der Gefahr lieber aus dem Wege, als daß er sie aufsucht, und das Herausfordern derselben ist schon gar nicht seine Sache. Doch gibt es auch Ausnahmen von dieser Regel, zu welchen dormalen z. B. der Pyttauer Waldheger Joh. Susla zählt, welcher den Bären in ihre Höhlen nachzusteigen pflegt und schon manche junge Brut daraus wegtrug. Der Verchovinaer ist sparsam und im Ganzen ein guter Wirth. Er liebt es aber nicht, sich in weitaussehende Unternehmungen einzulassen und aufs Ungewisse hin Opfer zu bringen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung, daß in der ganzen Verchovina ein einziges affekurirtes Bauernhaus existirt, nämlich das des Basil Koren zu Bološánka an der von Ušok nach Nagy-Bereznia führenden Straße, und daß der eben genannte Bauer unter Seinesgleichen für einen Krösus gilt, weil er einige Säckchen voll Thaler in seiner Truhe aufbewahrt. Die Lieblingsbeschäftigungen des Verchovinaers sind die Viehzucht und der damit in Verbindung stehende Viehhandel, der von Einzelnen ziemlich schwunghaft betrieben wird. Der gegenwärtige Richter der Gemeinde Sfernoholova, Gregor (Hryc) Vesko, z. B. gewann damit im Laufe weniger Jahre ein Vermögen von 10,000 fl. ö. W., dessentwegen übrigens auch er bereits im Rufe großen Reichthums steht. — Die Geistesgaben und intellectuellen Anlagen des Verchovinaers sind mannigfaltiger, als man insgemein glaubt. Er hat viel Talent zum Kopfrechnen, ein unerschütterliches Gedächtniß, eine überaus rege Phantasie — (so denkt er sich z. B. die Cholera vom Jahre 1831 als einen dickleibigen, aufgedunsenen Bettler, der am Bauche und auf dem Rücken zwei hufeisenförmige Zeichen trägt; die Pest vom Jahre 1571 stellt er sich als ein elendes, unmutthig aufschreiendes Kind, die Pest vom Jahre 1586 als ein hageres, blutdürstiges Weib, das Mißjahr 1854 als einen an der Schwindsucht dahinstreichenden, fahl aussehenden Bettler vor u. s. w.) — und leistet mitunter Vorzügliches auf dem Gebiete der Mechanik. Dormalen lebt in der Verchovina ein schlichter Bauer Namens Demeter Drancsak, der ohne alle wissenschaftliche Anleitung als bloßer Antodidakt im Brückenbau excellirt und das ganze Jahr über vom Kameral-Aerar mit hierauf bezüglichen Aufträgen beschäftigt ist. Leider aber reicht die Schulbildung der bäuerlichen Jugend, durch welche allein in der Regel schlummernde Talente geweckt werden, nicht über das Nothdürftigste hinaus; ja es kann die Mehrzahl der Bewohner der Verchovina weder lesen noch schreiben. Die Pforten der Normal-schulen und Gymnasien erschließen sich gewöhnlich nur den Söhnen der Priester, die aber dann auch selten zu einem anderen Berufe sich vorbereiten, als zu dem ihrer Väter. Die Gymnasiallehrer zu Ungvár, Speries und

Kaschau wissen übrigens nur Gutes vom Fortgange dieser Schüler zu berichten. Es sind darunter manche eminente Köpfe, hinsichtlich deren man es nur beklagen kann, daß die in den Priesterfamilien auf überraschende Weise sich forterbende und einen widerlichen Kastengeist erzeugende Vorliebe für den geistlichen Stand sie von einer gründlichen, wissenschaftlichen Ausbildung zurückhält und dem Loose des Verbauerns in der Mitte unebenbürtiger Elemente preisgibt. Nur Wenigen aus ihnen ist es vergönnt, diesem Schicksale zu entgehen, und zu diesen zählt in erster Reihe mein verehrter Freund Archi-Diakon Eugen Bacsiński de Bacsyn zu Thutta, dessen Bericht über die Verchovina so exact, geistreich und schwungvoll abgefaßt ist, daß ich lebhaft bedaure, denselben, da er in ungarischer Sprache mir vorliegt, hier nicht als einen allgemein verständlichen Beleg für das eben Gesagte mit Beibehaltung des Originaltextes einschalten zu können. Die besonders von magharischer Seite gegen die Verchovinaer erhobene Beschuldigung der Trägheit und Unanständigkeit bei Zimmermanns- und sonstigen Holzarbeiten ist um nichts begründeter, als der von derselben Seite den Walachen gemachte Vorwurf der Undankbarkeit, von dem ein englischer Reise-Schriftsteller (John Paget Esqu.) mit Recht bemerkt: es wäre doch widersinnig, von dem Walachen Dankbarkeit zu verlangen, bevor man ihm noch Gelegenheit, diesem Gefühle sich hinzugeben, geboten hat. Aus einem Urbar der Herrschaft Unghvár von 1691 ist ersichtlich, daß damals schon die Bauern von Sztriczava, Knjahinja, Domasina und Bukóc als Maurer, Schmiede, Zimmerleute und Schindelmacher zu Unghvár Schloßdienste leisteten, und wenn seither die Kenntniß dieser Gewerbe bei ihnen abnahm, so ist dies nur eine Folge der Zurücksetzung, die sie bei der Anwerbung der bezüglichen Arbeitskräfte in neuerer Zeit erfuhren, wovon weiter unten die Rede sein wird. 1)

Ein unausrottbarer Wandertrieb treibt den Verchovinaer — obgleich im Ganzen doch weniger häufig, als die übrigen Ruthenen Ungarns — jährlich zur Sommerszeit in die jenseits der Theiß gelegene Tiefebene, wo derselbe durch Feldarbeit sich Getreide und Geld verdient, darüber aber nicht selten das eigene Hauswesen vernachlässigt und somit nicht immer einen wahrhaften Gewinn erzielt.

In moralischer Beziehung sind sein Hang zum übermäßigen Branntweingenuße und die von ihm oft geübte Hinterlist als Laster; dagegen seine Rechtsschaffenheit im Handel und Wandel, seine Achtung vor dem fremden Eigenthume und seine Dienstfertigkeit als Tugenden hervorzuheben. In dem beinahe ausschließlich von Verchovinaer Ruthenen bewohnten Nagh-Bereznaer Stuhlbezirke wurden im Jahre 1858 bei einer Bevölkerung von circa 24,000 Seelen nur 78 Thatbestandshebungen über Verbrechen und Vergehen, und

1) Die galizischen Gebirgsruthenen treiben noch jetzt allerlei Gewerbe mit unverkennbarer Geschicklichkeit. Ich erinnere an die Holzschnitzer zu Delatyn, an die Gerber und Schuster zu Boshorodezan, an die Strumpfwirker zu Chyrow, an die Linnenweber zu Komarno, Baligród, Bieczga, Kombornia u. s. w.

zwar vornehmlich gegen Israeliten (wegen Wucher; Gebrauch falscher Maße und Gewichte u.) gepflogen und nicht mehr als 15 Individuen Uebertretungen halber abgestraft. Unter Letzteren waren 5 Verläumber, 1 Mann, der eine Jungfrau unter Zusagung der Ehe entehrt hatte, und 1 Weib, das einen Beamten zum Mißbrauche der Amtsgewalt zu verleiten suchte. Die übrigen Straffälle betrafen Beleidigungen öffentlicher Beamten, Wachen und Diener, eine schwere körperliche Verletzung durch Fahrlässigkeit, und die Unterlassung der Anzeige eines mit Wuth behafteten Thieres; also Ausschreitungen, die nicht aus moralischer Verkommenheit, sondern theils aus momentaner Erbitterung, theils aus Unachtsamkeit entsprangen. Im Jahre 1857 waren in dem genannten Stuhlbezirke gar nur drei Uebertretungen als strafwürdig befunden worden.

Der Berchovinaer ist ein verträglicher, hilfsbereiter Nachbar, ein theilnehmender Freund, ein treuer Unterthan; so lange nicht äußere Einwirkungen seiner Gesinnung eine andere Richtung geben, was bei seinem notorischen Wankelmuthen freilich leicht gelingt; zumal wenn die edleren Regungen in ihm und die Stimme des Gewissens durch den vorherigen Genuß geistiger Getränke zum Schweigen gebracht sind. Denn mit der Branntweinflasche in der Hand kann man ihn zu den ärgsten Tollheiten, sowie auch zu den angestrengtesten Arbeiten bewegen. Er folgt gedankenlos den Winken Desjenigen, der ihm die Befriedigung seines mächtigsten Gelüstes verheißt.

Groß, ja wahrhaft rührend ist seine Achtung vor dem Greisenalter und seine Liebe zu den Eltern und Verwandten. Alle Familienglieder pflegen einander zu duzen, und jedes weicht bereitwillig dem Andern, wenn dadurch das Gesamtwohl der Familie gefördert werden kann. Häufig findet man 3—4 durch gemeinsamen Ursprung mit einander verbundene Familien in einer armeligen Hütte vergnügt zusammenlebend und von einem echt patriarchalischen Geiste beseelt. Das Haupt der Familie führt das Regiment mit absolutem Ansehen. Nach seinem Ableben trennen sich die Söhne in der Regel nicht, sondern bewirthschaften gemeinschaftlich den ungetheilten Nachlaß. Handelt es sich um die Verheirathung eines Mädchens, so wählen dessen Aeltern den Bräutigam und stoßen dabei nur selten auf Widerspruch von Seite der Braut, die freilich oft noch im kindlichen Alter steht, und, bis die frühzeitig geschlossene Ehe zum Vollzuge gelangt, genug Zeit hat, sich in das Unermeidliche zu fügen.

Begegnet sich Berchovinaer Bauern im nächsternen Zustande auf der Straße, so grüßen sie sich mit einer Ehrerbietung, die dem Fremden ein Lächeln ablockt. Mit der Rechten lüften sie nämlich den Hut oder die Mütze, während sie mit der Linken das zerrüttete Kopfsaar ordnen, dann nehmen sie sich wechselseitig bei der Hand, und während sie diese schütteln, sprechen sie gedehnt den seltsamen Gruß: „Daj Bože!“ („Gebe Gott!“) An Sonn- und hohen Festtagen küssen sie sich wie Verliebte auf die Wangen oder auf die Stirne. Junge Weiber und Mädchen küssen älteren Frauen sogar oft demüthig die Hände und werden von diesen wieder aufs Zärtlichste geliebkost und mit Segenssprüchen belohnt.

Geschlechtliche Verirrungen sind allerdings nicht selten, worauf schon die starke Verbreitung der Syphilis (die in einzelnen Gegenden, wie z. B. im Körösmezőer Waldamtsbezirke, sogar für unausrottbar gilt) hinweist; allein abgesehen davon, daß diese Krankheit sich bei der geringen Sorgfalt der Gebirgsbewohner für ihre Heilung auch in der Ehe fortpflanzt und daher vorzugsweise in sekundärer Gestalt auftritt, so entspringt jene Erscheinung hier wie in den Alpenländern weniger aus raffinirter Wollust, als vielmehr aus den Versuchungen, an welchen das Hirtenleben in dieser Beziehung bekanntlich überreich ist und aus der Behemeng der Naturtriebe in der frischen Luft der Hochgebirge. ¹⁾

An den vielen Desertionen, die den zum Militär abgestellten Verchovinaern zur Last fallen, ist das Heimweh Schuld, das mehr oder minder alle Gebirgsbewohner befällt, sobald sie aus ihren Bergen in fremde Gegenden sich versetzt sehen. — Zum Stehlen nimmt der Verchovinaer nur dann seine Zuflucht, wenn die Qual des Hungers ihn dazu antreibt. Der beste Beweis hiefür ist der gänzliche Mangel an Vorkehrungen wider Diebstähle und räuberische Einbrüche in den Gemeinden der Verchovina. Selbst die Zäune, von denen hie und da ein vereinzelt gelegener Bauernhof umgeben ist, und die wenigen Riegel an klaffenden Thüren bezwecken nicht die Hintanhaltung solcher Attentate, deren sich hier Niemand versieht, sondern lediglich den Schutz der Fluren und Wohnräume vor dem zudringlichen Vieh.

In religiöser Hinsicht folgt die Bevölkerung der Verchovina blindlings den ererbten Vorschriften des sog. alten Glaubens oder vielmehr jenen, zum Theile bereits gefälschten Ueberlieferungen, welche sie in ihrer Unwissenheit hiefür hält, und denen selbst ein Priester nicht ohne Gefahr für sein Ansehen schroff entgegenzutreten wagen darf, so groß auch im Uebrigen die Achtung ist, die dem geistlichen Stande von den Verchovinaern gezollt wird. In einigen Thälern hat zwar diese Achtung durch allzu sorgfames Einsammeln der s. g. Sektikal-Gebühren gelitten, auf deren Bezug sich die ruthenische Geistlichkeit mit ihrem Unterhalte zum Theile angewiesen sieht. Doch. erfreuen sich die Priester bei den Verchovinaern demungeachtet noch immer einer anderswo kaum mehr gekannten Verehrung, dafern sie, wie gesagt, klug genug sind, das heikle

1) Das Verhältniß der Gesamtbevölkerung zur Zahl der Syphilitischen war im Durchschnitte der Jahre 1855—57 in der Marmaros 362 : 1; im Ungher Komitate 749 : 1; im Beregh-Ugoçsaer 1070 : 1; im Sároser 1294 : 1; im Zipfer 1415 : 1; im Zempliner 3650 : 1. — Es verdient aber bemerkt zu werden, daß unter den im Jahr 1858 gelegentlich der Rekrutierung untersuchten jungen Männern in der Marmaros unter 2849 nur 23, im Ungher Kom. unter 1257 nur 7, im Beregh-Ugoçsaer unter 1782 nur 10, im Zempliner unter 3829 nur 5, im Sároser unter 2564 nur 3, im Zipfer unter 3487 gleichfalls nur 3 syphilitisch befunden wurden. Die sekundäre Syphilis überwiegt die primäre an Zahl der beobachteten Fälle in der Marmaros fast um das Doppelte und im Sároser Komitate um 20 (197 : 177). Der größte Theil der in der Marmaros sekundär Erkrankten besteht aber aus Walachen. Das günstigste Verhältniß zwischen beiden Krankheitsformen (106 : 323) wurde im Ungher Komitate beobachtet. S. die vom k. k. Medizinalrathe G. Dévan verfaßte Statistik des Medizinalwesens im Kaschauer Verwaltungs-Gebiete für 1857—58. (Lithographirtes Manuskript.)

Dogmenthema nicht zu berühren und den damit zusammenhängenden Aberglauben zu schonen. Im entgegengesetzten Falle verliert der Geistliche rasch das Zutrauen seiner Kirchengemeinde, und es kam wiederholt vor, daß selbst schon die Entfernung eines obscönen, übrigens aber von Alters her in der Kirche befindlichen Gemäldes den Unwillen der Gläubigen erregt und dem betreffenden Seelsorger herbe Kränkungen zugezogen hat. Denn der Berchovinaer hält gleich dem gemeinen Russen ein Kirchengemälde um so höher in Ehren, je mehr es durch Jahrhunderte alten Staub gebräunt ist, und liebt bildliche Darstellungen, die seiner Phantasie eine derbe Nahrung liefern. Darum sieht man auch in manchen Dorfkirchen alle erdenklichen Laster an den Wänden abgebildet und namentlich auf der den Frauen zugewiesenen Seite haarsträubende Scandale durch den Pinsel versinnlicht. Unter den abergläubigen Vorstellungen, von denen ihr Geist besungen ist, ist die gräßlichste der Glaube an sogenannte Vampyre, d. h. an blut-saugende Gespenster, welche, zur Nachtzeit herumirrend, bald diesen, bald jenen Menschen anfallen und heimlich tödten. In früherer Zeit war es etwas ganz Gewöhnliches, daß Leute, die bei ihren Lebzeiten im Rufe der Hexerei standen, nach ihrem Tode für Vampyre gehalten wurden, die man nur dadurch unschädlich machen zu können meinte, daß man ihre Leichname ausgrub, zerstückte und verbrannte. Noch im Jahre 1817 kamen während der damaligen Hungersnoth, die viele Menschen und Thiere hinwegraffte, auf der Munkácscher Herrschaft aus diesem Beweggrunde mehrere Leichenschändungen vor, wobei man zwar von der Verbrennung Umgang nahm, jedoch das Herz der ausgegrabenen Leichname mit einem spitzen Pfahle durchstieß, den Kopf abschnitt und diesen zwischen die Füße legte. Es geschah dieses ungeachtet des abmahnenden Einspruches der Geistlichkeit, und obschon bereits 80 Jahre früher der damalige Präsekt der Herrschaft energische Schritte zur Abstellung des Unfuges gethan hatte. Ganz ist dieser Aberglaube auch jetzt noch nicht geschwunden. Sehr verbreitet ist auch der Glaube an das werththätige Einschreiten des leibhaftigen Teufels. An diesen Glauben erinnern nicht nur die vielen „Teufelssteine“, d. h. Felsstücke, die der Teufel beim Vorüberfliegen soll haben fallen lassen, sondern auch detaillirte Sagen von Entführungen, die er vornahm, von bösen Streichen, die er den Hirten spielte u. s. w. Bald tritt er als eine Art Rißbezahl, bald als beflügelter Drache auf. Ueberhaupt findet der Berchovinaer an Lappischen Sagen Gefallen, wie denn z. B. im Turja-Thale die Sage geht: es hätten sich einst von den gegenüberstehenden Bergkämmen zwei Riesen, die dort Gras mähten, ihre Schleifsteine wechselseitig zugeworfen, sodann aber, durch das Gelingen ihrer Kraftwürfe kühn gemacht, sich zu Despoten über die ganze Gegend aufgeworfen und alle Einwohner ermordet, bis der Fürst des Landes sie endlich zu Paaren trieb. — Doch fehlt es bei den Berchovinaern auch nicht an schönen Sagen, denen ein tiefer Sinn oder eine zarte Gefühlsregung zu Grunde liegt. Daher rechne ich die in der Marmaros verbreitete Sage von dem Popen Ivan, der, sein von einem Räuber entführtes Weib suchend, auf dem nun nach ihm benannten

Berge vor Ermüdung leblos zusammensank, während das trostlose Weib sich auf dem nach ihr benannten Berge Popagna (richtiger: „Popad'ja“) selber den Tod gab. Ferner die ebenda kursirende Sage von der Jungfrau Dzuma (Pest), der angeblichen Gründerin des Ortes Esomanfalva (Dzumanfalva), welche das Terrain dieses Ortes dadurch auf ewige Zeiten vor Pestgefahr gesichert haben soll, daß sie dasselbe durch zwei Zwillingebrüder mittelst eines Gespannes von Zwillingsochsen umpflügen ließ; sodann die Sage von dem unheimlichen Rauschen des Talaborflusses bei dem Dorfe Dulfalva, das die den Fluß Uebersehenden betäubt und in die Tiefe lockt; endlich die Sage von versunkenen Glocken, die aus dem Wassergrabe heraus, in dem sie ruhen, klagende Töne von sich geben, so oft ein Unglück naht.

Nicht minder anziehend sind manche Sitten und Gebräuche der Verchovinaer-Ruthenen.

Am Vorabende der Trauung eines Ehepaars versammeln sich die Verwandten und Freunde der Verlobten im Hause der Braut und tanzen dort die ganze Nacht hindurch den s. g. „Ruchentanz“ (huski), der von den vielen zur Hochzeit gebackenen gänseförmigen Kuchen (huski) den Namen hat. Sobald der Morgen anbricht, waschen sich Braut und Bräutigam im nächsten Bache, oder in Ermanglung fließenden Wassers am Brunnen. In das hierzu gebrauchte Wasser werden von den anwesenden Gästen Kupfergeldstücke geworfen. Hierauf setzen sich die geladenen Hochzeitsfrauen („svachi“ oder „svaski“) zu Tische und winden, während der Altvater („Jefnarj“) d. i. der von den beiderseitigen Eltern zur Leitung der Hochzeitsgebräuche bestellte Ceremoniär, ihnen reichlich Branntwein zu trinken gibt, Kränze aus Immergrün, Haferähren und Knoblauch. Sind die Kränze fertig, so werden sie auf eine Schüssel gelegt, und diese setzt man auf ein ausgebreitetes Tuch. Gleichzeitig besteigen die unter den Zuschauern befindlichen Brautleute, welche auch an dem vorausgehenden Tanze sich zu betheiligen pflegen, die hinter dem Esstische stehende Bank und werden dort von den Hochzeitsfrauen mit Hafer bestreut, damit des Segens Fülle sich auf sie herabsenke. Inzwischen segnet der „Jefnarj“ die Kränze durch Begießen derselben mit Branntwein, und nachdem er die Enden des ausgebreiteten Tuches über die gesegneten Kränze zusammengelegt hat, nimmt er die Schüssel auf den Kopf, stellt sich damit auf den Tisch und nimmt in dieser Stellung von den Eltern der jungen Leute im Namen Letzterer mit rührenden Worten Abschied, worauf der Abschiedskuß und das laute Weklagen der Trennung von Seite der Kinder und Eltern folgt. Den Schluß der wirklich ergreifenden Ceremonie bildet das Auflegen der Kränze und die Entfesselung des geflochtenen Haares der Braut, welches nun, über den Nacken der Braut herabwallend, derselben das Aussehen einer Trostlosen verleiht, während die Hochzeitsfrauen ohne Unterlaß Abschiedsgesänge singen.

Nach dieser Ceremonie begibt sich das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen gewöhnlich unter Begleitung der Musik in die Kirche, wo es nach dem bestehenden Ritus vom Priester getraut wird. Ist diese Pflicht erfüllt, so geleitet der „Starosta“, welcher neben dem „Jefnarj“ die Hochzeitsfeierlichkeiten als

Bestellter des Bräutigams überwacht, die Braut in des Letzteren Behausung und zugleich überträgt man dahin alle zur Ausstattung gehörenden beweglichen Güter derselben. Gegen Abend wird neuerdings getanzt, und es währt diese Lustbarkeit, nur von abergläubischen Waschungen unterbrochen, mindestens bis zum Morgen des folgenden Tages, oft auch 3—4 Tage und Nächte lang. Die neuermählte Ruthenin aber schwärmt, steht sie anders noch im Blütenalter der Phantasie, wie als Braut, so auch am Trauungstage trotz einem Dichter. Ihre Sprache ist bilderreich und trägt den Charakter sinnlicher Hefigkeit. Sie beurlaubt sich in schwermüthigen Liedern von Allen, was ihr einst lieb und werth im Elternhause war; sie redet den Ofen an, der sie erwärmte; sie dankt der Fensterscheibe, durch die sie den Bräutigam zum ersten Male sah; sie vergift selbst der Hauskage und des Hundes nicht, der treu das Haus bewacht. Und wenn der Mann, ihm ins Brautgemach zu folgen, ihr bedeutet, so steckt sie ein Stückchen Zucker zu sich, das sie vom jüdischen Dorfkrämer zu erhandeln sich angelegen sein ließ, um es am andern Morgen dem erwachenden Gatten mit dem Wunsche zu reichen, es möge ihm die Ehe so süß sein, wie dieser Zucker. 1)

Neugeborene Kinder werden vor der Taufe von der Hebamme in eiskaltes Wasser getaucht, in das früher allerlei für wunderthätig angesehene Kräuter waren gelegt worden. Am Tage, wo die Taufe vorgenommen werden soll, erscheinen zahlreiche Gevattersleute („kumy“ oder „kmotry“) im Hause der Wöchnerin und genießen dort vor Allen ein kräftiges Frühstück. Sodann begeben sie sich mit dem Täufling in die Kirche. Bei ihrer Rückkehr erwartet sie ein neues, noch besseres Mahl, während dessen hundertfältige Toaste ausgebracht, improvisirte Gedichte vorgetragen und überschwängliche Glückwünsche auch in ungebundener Sprache hergesagt werden. Am Schlusse des Taufschmauses kursirt ein mit Branntwein gefüllter Becher auf einem hölzernen Schlüsselchen, den die Gäste bis an den Rand mit Kupfermünzen füllen. Das also gefüllte Gefäß reicht die Hebamme der Wöchnerin dar, welche den Branntwein austrinkt, das Geld aber an den Busen schüttet, damit das neugeborene Kind gleichsam schon mit der Muttermilch Liebe zum Gelde einsauge und sich daher dereinst desto eifriger bemühen möge, solches zu erwerben.

Stirbt ein Glied einer ruthenischen Bauernfamilie in der Berchovina, so beginnen alle im Hause Anwesenden furchtbar zu jammern, wobei sie die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen und zu falten pflegen. Auf dieses Zeichen hin versammelt sich die ganze Nachbarschaft am Todtenbette. Der Leichnam wird entkleidet, in einen großen Trog gelegt, mit warmem Wasser übergossen, bei Männern der etwa vorhandene Bart abrasirt und das Haar geglättet. Nachdem der Verstorbene sodann in seine festtägige Kleidung

1) S. Kohrer's Versuch über die slavischen Bewohner der österr. Monarchie. Wien 1804. II. Th. S. 121 und 122. Obige Bemerkungen über die Phantasie der ruthenischen Bräute sind diesem Buche beinahe wörtllich entlehnt, nachdem ich das dort Gesagte so treffend fand, daß ich es mit eigenen Worten unmöglich besser hätte sagen können.

gehüllt, und ihm sein Lieblingshut oder jene Pelzmütze, die er gewöhnlich trug, aufgesetzt worden, bettet man ihn auf Heu und breitet man ein Stück grober Leinwand über ihn. In der folgenden Nacht leisten die Nachbarn der trauernden Familie Gesellschaft und man verbringt sie mit erheiternden Erzählungen. Unmittelbar vor der Beerdigung wird der Todte in den Sarg gelegt und ihm außer einer seiner Lieblingsachen, etwa der Hirtenpfeife oder der Peitsche oder einem Taschenmesser auch Geld mit auf die Reise gegeben. Während der Sarg geschlossen wird, rücken die zum Leichenbegängnisse Versammelten alle Einrichtungsstücke im Hause von der alten Stelle weg, damit Nichts vom Wesen des Verstorbenen daran haften bleibe. Im Hofraume angelangt, wird der Sarg auf Haferkuchen und Salzstücke, die man darunter warf, gestellt und dreimal an des Vorhauses Schwelle gestoßen, damit auch das Gebäude es inne werde, daß Einer seiner Bewohner Abschied von ihm nimmt. Während des Hinaustragens der Leiche zum Friedhofe erzittert die Luft von den Klage- tönen, die dem Verstorbenen als letzter Gruß nachgesendet werden und von Lobeserhebungen über ihn. Sein ganzer Lebenslauf wird oft in Reimen oder doch mit Affonanzen weinend vorgebracht, und je lauter diese Rufe ertönen, desto tiefer prägt sich die Erinnerung an den Todten dem Gedächtnisse derer ein, die ihn überleben. Nach der Beerdigung versammeln sich Alle, welche dem Verstorbenen das letzte Geleit gaben, zu einem ziemlich frugalen Mahle, und man bleibt auch die folgende Nacht über beisammen, um den Schmerz der Angehörigen nach Kräften zu lindern.

Auf eine überaus feierliche Weise wird von den Verchovinaern das Ojsterefest begangen.

Frühzeitig schon, mitunter bei Beginn der 40tägigen Fasten nimmt jede Hausfrau auf die Beschaffung von Weizenmehl Bedacht, aus dem sie dann am Charfsamstage einen großen, länglichen oder runden Kuchen bäckt, welcher die „Paska“ (vom gr. πάσχα) heißt. Mit Anbruch des Ojstersonntags wird dieser sofort nebst geräucherem Fleische, gefärbten und ungefärbten Hühner- Eiern, Speck, Schinken, Knoblauch- und Zwiebel-Knollen, einigen Stücken Salz und einem Gefäß voll Branntwein in einem Duerfacke auf den Rücken eines Pferdes geladen und so zur Kirche gebracht oder von dem Armen, der kein Pferd zur Verfügung hat, auf der Kapsel dahingeschleppt. Es geschieht dies, da um diese Zeit die Sonne gewöhnlich erst gegen die fünfte Morgen- stunde das Firmament zu erhellen beginnt, wenn nicht zufällig der Mond sein Licht gerade leuchten läßt, bei finsterner Nacht, weshalb auch in der Regel die zur Kirche Eilenden Kienfackeln oder brennende Holzspähne in den Händen tragen, was im Hochgebirge, besonders wenn die Schneedecke noch nicht zer- flossen ist, einen ungemein malerischen Anblick gewährt. Vor der Kirche wird die gewöhnliche Leuchte mit einer Wachskerze verwechselt, die auch der Uernste sich zu diesem Feste zu verschaffen sucht. In Andacht versunken erwartet dann Jeder kniend neben seiner Paska (mit welchem Worte man eben auch den ganzen Inhalt der zur Kirche gebrachten Duerfäcke zu bezeichnen pflegt) den Segen des Priesters.

Während dieser nun unter gewissen Ceremonien die Weihe vollzieht, was bei der großen Menge der Andächtigen, welche die meist kleinen Kirchen nicht zu fassen vermögen, in der Regel im Freien geschieht — herrscht lautlose Stille. Nur des Priesters sonore Stimme klingt weit in die Nacht hinaus. Kaum aber ist der Segensspruch zu Ende: so erhebt sich wie durch ein Kommando aufgerüttelt die zu Boden gesunkene Menge, und es entsteht ein Jagen und Rennen, als drohte jedem Zurückbleibenden unausweichliches Verderben. Denn jeder Hausvater sucht zuerst bei den Seinigen mit der geweihten Paska anzulangen und wird hiezu aus der Ferne schon von den ihn vor der Hausthüre erwartenden Familiengliedern und seinem Gefinde durch Zurufe angespornt. Sobald er aber sich dem Hause auf Schußweite nähert, ruft er mit voller Kraft: „Chrystos voskrese!“ („Christus ist erstanden!“), worauf ihm der allgemeine Refrain: „vo istynu voskrese!“ („fürwahr, er ist erstanden!“) antwortet. — — — Das Tuch, worin die geweihten Gegenstände sich befinden, wird nach Leerung des Quersackes auf dem Tische der Wohnstube ausgebreitet, und nachdem ein kurzes Gebet gesprochen worden, theilt der Hausvater den geweihten Brantwein in einem kleinen Stängelglase aus, sich selbst zuerst mit einem herzhaften Schlucke regalirend. Mittlerweile schneidet die Hausfrau das Gebäck und beiliegende Fleisch in Stücke, welche dann nebst den übrigen Ingredienzen der Paska portionsweise an die einzelnen Hausgenossen verabfolgt werden. Die Ostergabe ist jedoch bald verzehrt, da das vorausgegangene 40tägige Fasten, — welches der Ruthene so gewissenhaft einhält, daß er nicht einmal Milch, Eier oder Butter während dieser Zeit genießt, sondern bloß von rohem Sauerkraut, das er nur mit einigen Tropfen Leinöl befeuchtet, von Kukuruzbrei und Erdäpfeln lebt — natürlicher Weise den Appetit darnach genügend geweckt hat. Arme Leute werden von den Vermöglicheren an diesem Tage mit einer Paska bedacht, und jeder Hirt auf den Alpen erhält seinen Antheil daran gewissenhaft zugestellt.

Die Weihnachtsfeier der Verchovinaer-Ruthenen besteht dagegen in einer ziemlich poesielosen Reihe abergläubischer Verrichtungen, welche mit dem Besuche des mitternächtigen Gottesdienstes in der Christnacht schließt. Unter Tags werden bereits allerlei Vorbereitungen dazu getroffen und Brantweinvorräthe für die folgende Fastzeit bis zum Dreikönigstage (wo möglich mit Hintergehung des jüdischen Schankregal-Pächters) angeschafft. Die Hausfrau bringt den ganzen Christtag mit dem Abkochen von Erbisen, Phasolen und Schwämmen, ferner mit dem Backen von Fasten-Pirogen, Bogatschen und honig süßen Wahn-Kolatschen zu.

Sobald es zu dunkeln beginnt, streut sie Stroh auf den Fußboden der Wohnstube, auf welches sie sich dann setzt, damit die Gluckhenne, ihrem Beispiele folgend, die Eier desto fleißiger bebrüte. Ferner bindet sie um eine auf den Tisch gelegte Hafergarbe einen rothen Gürtel, und diese Garbe heißt sodann „Kruł“ d. i. König. Neben dieselbe streut sie Heu auf den Tisch und legt auch so viele Knoblauchknollen hin, als Familienglieder im Hause sind. Ueber Alles deckt sie ein Leintuch. Sofort geht sie in den Stall und gibt dem

Bieh Salz zu lecken. Sind Bienen bei Hause: so bläst sie in jeden Stock so oftmal hinein, als sie im künftigen Jahre Schwärme daraus zu erhalten wünscht, und gleichzeitig knüpft sie einen Faden mit eben so vielen Knoten um die Stöcke. Nach Beendigung all' dieser für unerlässlich gehaltenen Verrichtungen kehrt die Hausfrau in die Stube zurück, wo sie ruhig den Eintritt der Nacht erwartet. Sobald es ganz finster geworden, geht sie in die anstoßende Kammer, entkleidet sich dort gänzlich, nimmt dann eine Schüssel voll roher Phaseolen zur Hand und läuft mit dieser, die Phaseolen nach allen Richtungen austreuend, nackt im Gemache herum, damit sie solcher Gestalt Feuer und Hagelschlag abwende. Hierauf kleidet sie sich in ihr festtägliches Gewand und tritt also geschmückt wieder in die Wohnstube, wo sie, wenn sie eine heirathsfähige Tochter hat, dieselbe mit Honigwasser wäscht, welches nach beendeter Waschung in die vier Ecken des Zimmers gegossen wird, damit, durch den Honig angelockt, je eher ein Bräutigam erscheine. Vor dem Abendessen wird noch ein Topf voll Brauntwein zum Herdfeuer gerückt, und sobald dieser kocht, Honig hineingeworfen. Nachdem nun auch das Abendessen beendigt ist, legt man sich zur Ruhe, um, sobald die Mitternachtsstunde schlägt und die Glocke zur Mette ruft, desto hurtiger das Lager verlassen und zur Kirche eilen zu können. Die folgenden Weihnachtstage sind außer dem Besuche des Gottesdienstes bloß Gelagen gewidmet, bei welchen verzehrt wird, was am Christ-Abende („svjatyj večer“) zubereitet worden.

Bei den Verchovinaern wird ferner auch das „Johannisfest“ (am 5. Juli) durch einen am Vorabende veranstalteten Tanz um brennende Holzstöcke gefeiert, und es heißt dieser Gebrauch „Kupajko“ (wahrscheinlich nach einem altflavischen Heidegötze dieses Namens, dessen Verehrung in diese Zeit fiel) oder „Sobitki“ (von sobota, Samstag). Die Sonnenwendfeuer (unter welchem Ausdrucke man diesen Gebrauch auch außerhalb Ungarns kennt) werden auf den höchsten Berggipfeln angezündet; das Vieh wird von den Weiden dahingetrieben, mit Kränzen geschmückt und mit Glocken behangen und ihm das Maul geöffnet, damit der Schein der Flammen hineinfalle, was für ein sicheres Praeservativ gegen die unter dem Namen „Kord'juk“ bekannte Krankheit der Rauwerkzeuge gilt. Hierauf umhüpfen die Mädchen, mit Blumen geziert und einander bei der Hand fassend, singend das Feuer, während die Männer mit hölzernen Hämmern auf glühende Kohlen schlagen, die sie zuvor auf einen platten Stein gelegt und angepucät haben, wobei jedes Mal ein Knall entsteht, wie wenn eine Pistole losgefeuert würde. Blimmt die Gluth drei Tage lang fort: so deuten dies die ruthenischen Bauern als ein Zeichen, daß die Erndte eine reichliche, und auch an Freiern um ihre Töchter kein Mangel sein wird. Erlischt dagegen das Feuer, so erweckt dies Besorgnisse.

An die heidnische Zeit erinnern ferner die vielen als „heilige Wässer“ („svjatyji vody“) gefeierten Quellen und selbst einzelne Ortsnamen, wie z. B. Volosánka im Ungher- und Voloskoje (Esjertsz) im Veregher Komitate, deren Ethnologie auf dem altrussischen Hirtengott „Volos“ zurückführt. Auch der

heidnische Fluch: „Zabyj tja perun!“ („Daß der Donner dich erschlage!“) ist noch hie und da zu hören.

Der Lieblingstanz der Verchovinaer=Ruthenen ist die s. g. „Kolomyjka“ (Kolomaika), d. i. ein Rundtanz, bei welchem der Mann, die Arme an die Hüfte stemmend, und fortan die eigenen Fußspitzen im Auge behaltend, die Füße auf alle erdenkliche Art hin- und herschleudert und seine Tänzerin, welche mittlerweile den Blick unwandelbar auf ihn richtend, mit herabhängenden Armen heruntertrippelt, solcher Gestalt umkreist. Will der Mann, daß seine Tänzerin sich drehe: so schreit er ein- oder zweimal auf und klatscht in die Hände. Hierauf umarmt er dieselbe am Halse und beide schwenken sich nach vorne und rückwärts, bis der Mann sie wieder los läßt und der Tanz vom Neuen beginnt. Nie tanzen mehrere Paare zugleich in des Tanzraumes Mitte; sondern es machen die schon im Tanze Begriffenen stets jenem Paare Platz, das sich drehen will. Daher geschieht es, daß auf engen Tanzböden die Männer sobald sich in ihnen die Drehlust regt, laut rufen: „mir ist meine Pfeife entfallen“, auf welches Zeichen hin die übrigen Paare zurückweichen. Nachdem sich das eine Paar sattgewirbelt hat, räumt es das Feld einem anderen. Die Musik dazu geht im Zweiviertel-Takte.

Zu den Belustigungen des Verchovinaers gehört auch das Blasen der Hirtenflöte und des Dudelsacks. Seine Vorliebe für Musik gab sich übrigens vor Zeiten auch noch mittelst anderer Instrumente kund. Besonders beliebt war bis ins 17. Jahrhundert herauf das Spiel auf der Leyer und Bandura. Die Leyer diente zur Akkompagnirung der Volksgefänge, die gewöhnlich von Blinden (worunter nicht wenige absichtlich Geblendete waren) vorgetragen wurden. Den Quersack über der Schulter und gestützt auf den Arm eines kräftig ausschreitenden Jünglings zog der ruthenische Barde von Dorf zu Dorf und von einem Einzelgehöfte zum andern. Bei keiner Kirchweihe durfte ein solcher Sänger fehlen. Insgemein stellten sich bei solchen Anlässen deren mehrere ein. Hierig lauschte das Volk ihren klangvollen Erzählungen, die bald zur Trauer stimmten, bald wieder den Frohsinn wachriefen und noch lange, nachdem sie verklungen waren, im Gemüthe des für derlei Eindrücke überaus empfindlichen Verchovinaers haften blieben.

In den Hochthälern der Marmaros, ferner des Ungher und Beregher Komitats steht indessen bei den Hirten noch jetzt ein Blas-Instrument, gewöhnlich „Trumbeth“ genannt (von trompeta), in Gebrauch, das, ganz absonderlich gekrümmt und aus bloßer Baumrinde gewunden, Aehnlichkeit mit den Schalmeien der Hirten in den Alpenländern hat. Das Horn erreicht zuweilen die Höhe eines erwachsenen Mannes und seine weithin schallenden, an den Felswänden sich brechenden Töne ergreifen den Wanderer im Gebirge wunderbar. Violinen und Bassgeigen sind dem Ruthenen, namentlich aber dem Verchovinaer, nur als Tanzmusik-Instrumente willkommen. Er versucht sich nur selten darauf und überläßt deren Handhabung lieber den auch bis zu den abgelegensten Gebirgsweilern empordringenden Zigeunern. Seine Gefänge klingen melancholisch,

da die ihnen zu Grunde liegenden Melodien reich an Molltönen sind, und der Text meist traurige Begebenheiten zum Gegenstande hat.¹⁾

Was die Lebensweise des Verchovinaers anbelangt: so besteht seine Nahrung vornehmlich in einem aus Hafer zubereiteten, ungeäuerten Brodbrücken, der „Dschpfa“ (auch Dschypáf) heißt und aus einem „öhr“ genannten Brei aus Hafergrütze. In dem südlichen Theile der Verchovina tritt an die Stelle dieser Haferkost der „Tofán“, d. i. ein aus Kukuruzmehl gekochter und mit Brinje abgeschmalzener Brei. Von Gemüsen werden mit Vorliebe die rothen Rüben, Kraut, grüne Phajsofen und zarte Kürbisse (die ohnehin in dem rauhen Klima nicht vollständig reifen würden) im geäuerten Zustande verzehrt. Fleisch wird höchstens zu Weihnachten oder während der Ostersfeiertage genossen. Butter ist in der Verchovina, ungeachtet die Viehzucht dort stark betrieben wird, eine große Seltenheit, weil jede Hausfrau, die mit deren Erzeugung sich befassen wollte, unfehlbar als Heze ausgeschrieien werden würde. Auch Speck und Rindschmalz fehlen hier fast gänzlich, weil das gezüchtete Vieh dem Bauer nicht für seinen Haushalt entbehrlich ist, sondern, um Geld zum Steuerzahlen zu erlangen, gewöhnlich rasch veräußert werden muß. Dieselbe Bewandniß hat es mit der Brinje und dem Topfen, weshalb man zur Befetzung der Speisen meist des Leinöles oder der Schafmolke sich bedient. Auch die Hühnereier werden fast alle für Salz und Schnürsohlen hintangegeben. Die Kost des Verchovinaers ist demnach wenig nahrhaft und es ihm billiger Weise nicht zu verdenken, wenn er sich das solcher Gestalt der Verwässerung preisgegebene und auch in der That oft zersetzte Blut hin und wieder durch einen Schluck Branntwein zu erwärmen sucht. Nur thut er hierin des Guten oft leider zu viel.

Die Wohnung des Verchovinaers ist gewöhnlich enge, düster und unrein. Durch die mitunter kaum faustgroßen und nirgends über einen Quadratfuß haltenden Oeffnungen, welche die Stelle der Fenster vertreten, dringt weder Luft noch Licht genug ein, auf daß die Atmosphäre darin zur Winterszeit,

1) Viele Gebräuche und abergläubische Meinungen der ungar. Ruthenen erinnern an Charakterzüge der Serben. Dieß erklärt sich aus der nahen Verwandtschaft beider Volksstämme. Siehe hierüber Schafarik's Slav. Alterthümer, (deutsche Ausgabe, II. Bb. 4. Abth. S. 237 u. ff.) Auch darf nicht übersehen werden, daß im 15. Jahrhundert serbische Kolonien bis ans kompakte Ruthenengebiet heraufreichten. Der serbische Fürst Georg Brankovic erhielt nämlich im Jahr 1427 vom Könige Sigmund als Aequivalent für Besitzungen in seiner Heimath, die er demselben abtrat, neben vielen anderen Schlössern und Ortschaften: Tokai, Munkács, Tállya, Megéz, Tur, Böhörmény und Dorogh. An den beiden letztgenannten Orten, welche Brankovic bis zum Jahre 1450 inne hatte, siedelte er Serben an. Vgl. Engel, Gesch. des ungarischen Reiches II. 321, III. 132, 134, 155. Dreihundert Jahre später erscheint abermals ein Brankovic am Saum des Ruthenengebietes begütert. Graf Paul Brankovic war nämlich im Jahre 1730 Besitzer der ruthen. Ortschaft Z. Klemenze im Abauvärer Komitate. Doch hat dieser Umstand kaum für die vorliegende Frage eine erhebliche Bedeutung. Eher ist dem Zuwandern serbischer Familien, welche sich im 16. und 17. Jahrhunderte vor den Türken in die Berge der Verchovina geflüchtet zu haben scheinen, ein die alte Stammverwandtschaft aufreißender Einfluß beizumessen. Den Erklärungsgrund für die Aehnlichkeit ruthenischer und walachischer Sitten siehe bei Schafarik, a. a. O. II. S. 205.

wo die Thüren geschlossen sind, eine der Gesundheit zuträglich sein könnte. Wenn daher nichts destoweniger die Leute rüstig sind und eines gesunden Aussehens sich erfreuen: so ist dies eben nur eine Folge ihres guten Naturells und der vorwiegenden Beschäftigung im Freien. Die Bauernhäuser an sich sind indessen ziemlich groß, da sie, wie bereits erwähnt wurde, oft 3—4 Zweige einer und derselben Familie, also nebst den Eltern auch die Kinder, deren Ehehälften und Nachkommen, Onkeln und Tanten zu beherbergen haben, und folglich nicht selten 20—30 Menschen in einem solchen Hause unterzubringen sind. Die Wände des Hauses bestehen aus in der Mitte gespaltenen Tannenbäumen oder Buchen, welche weder innen noch außen überweisset werden, sondern kunstlos an einander gefügt sind. Die Ritzen werden mit Moos verstopft, um das Eindringen des Windes und der Kälte zu verhindern. Trotz dieser geringen Sorgfalt für die Conservirung der Gebäude findet man doch in der Berchovina hölzerne Häuser und Kirchen von unglaublich hohem Alter. So wurde z. B. das Haus, in welchem jetzt der Uj-Sztusczaer Kantor wohnt, im Jahre 1609, der Szolhaer Pfarrhof im Jahre 1634, die Kirche zu Szeliscse in der Marmaros 1641, jene zu Uffo-Körösmezö (Safintha) 1642 erbaut. Tritt man durch das insgemein ziemlich kleine Hausthor ins Innere des Hauses: so gelangt man zuerst in eine breite Vorhalle, wo allerlei Wirthschaftsgeräthe, als: Räder, Deichselstangen, Koppeln, Pflüge, Eggen, Sensen, Sicheln, Schrottmühlen, Ketten und Haspeln im bunten Durcheinander aufbewahrt werden. Von hier führt eine hohe Thüre, die zur Sommerszeit offen steht, in die eigentliche Wohnstube, an deren nach Süden gewendeter Wand man 3—4 kleine Lichtlöcher und an deren Decke man oberhalb des Backofens eine etwas größere Oeffnung gewahrt. In einem Winkel der Stube steht ein ungeheurer Tisch, zwischen dessen breiten Füßen mehrere Laden angebracht sind und dessen Tafel aus einem dicken Eschen- oder Ahorn-Brette besteht. Ringsum an den Wänden befinden sich Sitzbänke. Außerdem erblickt man in diesem Gemache eben so viele Bettstellen, als Familien im Hause beisammenwohnen, und zwar sehr breite Stellen, da jede die Ruhestätte für eine ganze Familie bildet. — Innerhalb vier Grenzpfählen, die durch angenagelte oder gar nur mit Stricken befestigte Bretter mit einander verbunden sind, liegt das ärmliche Bettzeug, auf einer Strohhunterlage. Ober jeder dieser Stellen, die man wohl nicht füglich Betten nennen kann, hängt eine Wiege für das kleinste Kind, die von der Mutter in Bewegung gesetzt und erhalten werden kann, ohne daß sich dieselbe zur Nachtzeit von ihrem Lager zu erheben braucht. Das älteste Glied der Hausgenossenschaft hat seinen Ruheplatz auf der Decke des Backofens, weil man annimmt, daß diesem die meiste Wärme Noth thue. Der Backofen selbst ist gleichfalls von Bänken umgeben, deren Rücklehnen, um sie vor Entzündung zu bewahren, mit Lehm überstrichen sind. An einer Ecke desselben ist zuoberst eine Klammer zur Befestigung der Holzackel angebracht, welche in den Abendstunden statt einer Kerze das Zimmer erleuchtet, und deren Behütung dem Diensthoten oder dem jüngsten Hausgenossen obliegt. Damit aber des Ofens Wärme nicht zugleich mit dem Rauche entweiche, ist zur Ableitung des letzteren

kein förmlicher Schornstein, sondern, wie gesagt, nur ein Loch in den Dielen der Stubendecke angebracht, durch das selber zu den Dachsparren aufsteigt. Dieß hat zur Folge, daß die Wände der Wohnstube sammt allen Einrichtungsstücken und Wandzierden, die sich darin befinden, mit einer dichten Rußkruste überzogen werden, weshalb auch alle Kleidungsstücke und besseren Mobilien, insbesondere die vorrätigen Schaffelle, Käse-Tonnen, Viehlocken u. s. w. nicht hier, sondern in der ungeheizten Kammer aufbewahrt werden. Zur Winterszeit entwickelt sich theils durch den Rauch, der das ganze Zimmer zu durchziehen pflegt, bevor er den ihm zugewiesenen Ausweg findet, theils aus den darin stehenden Krautfässern, namentlich aber des Viehes wegen, das dann darin Schutz vor der Kälte sucht und findet, ein furchtbarer Gestank, der die ohnehin unreine Zimmerluft noch mehr verpestet. Unmittelbar unter dem Dache, dessen Belag durchgehends aus Stroh besteht, haben die Speisetruhe, das Haferbehältniß, die Hühner und allerlei verdorbene Geräthe ihren herkömmlichen Standort. Mit der Wohnstube unter einem Dache befindet sich die bereits erwähnte Kammer, deren Thüre ins Freie führt. Hier hängen auf Stangen die Festgewänder, während der übrige Hausrath am Boden ausgebreitet liegt. ¹⁾

Die gewöhnliche Kleidung des Berchovinaers besteht in einem nur bis an die Hüfte reichenden linnenen oder haufenen Hemde ohne Kragen, das auf der Brust offen ist, und hier durch einen großen messingnen Knopf zusammengehalten wird. Darüber zieht er eine aus Schaffellen gefertigte Jacke an, die mit buntfarbigem Leder in der Form verschiedener Blumen, namentlich der Tulpen, abgenäht und vorne mit zwei Reihen kupferner Knöpfe geziert ist. Die Füße bedeckt er zur Sommerszeit mit einer Leinwandhose, die bis an die Fersen reicht, im Winter dagegen trägt er ein enganliegendes, wollesenes Beinkleid, das oben weiß, vom Knie abwärts aber braun ist. Nur im oberen Theißthale (um Körösmezö, Rahó und Bocsko) kommen statt dieser Beinkleider weite, dunkelblaue und röthlichgelbe Tuchhosen vor. Zur Befestigung der Beinkleider bedient er sich eines schmalen, mit glänzenden Messingplatten ausgelegten Lederrimes, über welchem ein breiter, mit 6 Schnallen versehener Gürtel aus rothem Zuchtenleder getragen wird. Dieser bequeme Gürtel dient als Tasche, und es werden darin namentlich Urkunden, Geld und werthvollere Gebrauchsgegenstände während einer Fußreise verwahrt. Zieht der Berchovinaer zur Feldarbeit aus, so begleitet ihn stets eine an einem Riemen getragene, breite Ledertasche (eine Art Tornister), worin sich seine Tabakpfeife, der dazu gehörende Beutel, eine Salzbüchse, eine Schachtel mit Fett zum Schmieren des Kopshaars, ein Schnappmesser, Brot und allerlei Schnüre und Bänder befinden. Als Schutzmittel gegen Kälte, Hitze und Durchnässung tragen Männer sowohl als Frauen das ganze Jahr hindurch beim Hin- und Herwandern im Freien eine s. g. „Schuba“ („suba“) d. h. ärmellose, zottige Mäntel aus

1) Die Wohnungen der galizischen Ruthenen bieten denselben Anblick dar. Vgl. J. Zimmermann, „Ein Beitrag zur Ethnographie Ostgaliziens“ in den Mittheil. der k. k. geogr. Gesellschaft. II. Jhrg. 1858. S. 281.

graubrauner Wolle, die im Sommer mit den Haaren einwärts gefehrt werden, wo dann auch gewöhnlich die erwähnte Jacke wegbleibt. Zuweilen vertritt jedoch die Stelle der Schuba bereits ein förmlicher Schafpelz, wie ihn die Magyaren zu tragen pflegen, und im oberen Theilsthale bedienen sich die Bauern statt ihrer schwarzwollener oder auch röthlicher Röcke, die bis an die Knie reichen. Der Hals ist stets frei. Den Kopf bedeckt im Sommer ein schwarzer Filzhut mit mäßiger Krämpe, im Winter dagegen eine verbräunte Pelzmütze, die nicht nur das Hinterhaupt, sondern auch die Ohren schützt. Die äußere Fußbekleidung besteht in schafledernen Schnürsohlen („postoky“ oder „boč-kory“); die unmittelbare Hülle des Fußes bilden aber während der wärmeren Jahreszeit Linnenstücke und während der kälteren eine Art schafwollener Socken. Bei scharfer Kälte pflegt der Berchovinaer auch seine Hände durch Fäuslinge vor dem Erfrieren zu bewahren. Im Sommer führt er, mag er nun im Walde, auf der Weide oder im Felde zu thun haben, stets entweder ein Handbeil oder eine Flöte oder die Hirtenpfeife mit sich.

Weit complizirter, aber auch geschmackvoller ist die weibliche Kleidung. Diese besteht an Festtagen aus einem mit farbigen Paraß-Bändern zierlich ausgenähten Nieder, das dort, wo überhaupt Unterröcke getragen werden (was jedoch nur in der an Galizien stoßenden Grenzgegend der Fall) mit diesen zusammengeheftet ist und daher knapp an die bei jugendlichen Mädchen üppigen Körperformen sich anschließt. Dasselbe ist in den rauheren Gegenden mit geschlossenen, gegen den Süden zu mit offenen Ärmeln versehen, die bis zum Ellbogen frei herabhängen, von da an aber festgebunden sind. Die Oberrocke stimmen in der Farbe mit den Niedern überein, ausgenommen einzelne dem Marktverkehre näher gelegene Thäler, wo die Nationaltracht bereits zu weichen beginnt. Zuweilen sind sie, wie bei den Walachinen, hinten und vorne mit einem schottisch quadrirten Teppicheinsatze verziert. Zur Nationaltracht gehören auch Vortücher aus Schafwolle, die aber insgemein von dem Oberrocke durch eine andere Farbe oder mindestens durch eine grell kontrastirende Bordur sich abheben und ober den Hüften durch einen handbreiten, seitwärts herabhängenden Wollgürtel befestigt sind. Gewöhnlich sind die Vortücher schwarz. Nur bei feierlichen Anlässen werden auch buntschekige Baumwolltücher vorgebunden, was jedoch gleichfalls eine Neuerung ist. Verheirathete Weiber tragen Hauben, deren Form nach den Lokalitäten verschieden ist. Im Norden des Beregher Komitates ziehen sie an einen zusammengebogenen kleinen Keif eine aus gelblichem Wollgarn gestrickte, schlafmützenförmige Kappe auf, die am Hinterhaupte sächerartig zusammengelegt und mit einer großen Kopfnadel befestigt wird, so daß ein Schopf entsteht, von dem 4—6 breite Bänder über den Rücken herabwallen. In dem westlich angrenzenden Sztavnaer Dekanate (dem Quellengebiete der Ungh) kommen dagegen ganz einfache kapuzenförmig emporstehende Häubchen aus weißer Leinwand vor, die bloß vorne mit Schnörkeln versehen und mit schmalen Bändern besetzt sind. In den südlicheren Gegenden endlich werden Hauben getragen, die an der Stirne mit einer leinwandenen Krause, am Hinterhaupte mit Bändern geziert sind und den ganzen Kopf bedecken. Hier gilt es

für unanständig, wenn ein verheirathetes Weib seine Haare in Zöpfe flicht und diese herabhängen läßt; in den vorerwähnten Gegenden dagegen pflegen auch Frauen Zöpfe zu tragen. Viel wird auf glänzenden Halschmuck gehalten, zu dem man blanke Silber- und Kupfermünzen, flimmernde Steinchen, falsche Perlen, Glaskorallen, Messingringe und dergleichen Flitter verwendet. Manches Mädchen trägt 8—10 Reihen solcher Schmuckgegenstände über einander am Halse. Statt einer Schließe dient ein großer Messingknopf. Ein solcher Halschmuck heißt „Monisto“ oder „Leljelka“ und gefällt desto mehr, je massiver er ist. Halstücher werden gerade feinetwegen und der Zöpfe halber, zu denen sie schlecht passen würden, in der Regel nicht getragen. In früherer Zeit trugen die Jungfrauen allgemein auf dem Kopfe kronähnliche, an die ungarische Pärta erinnernde Aufsätze aus denselben Bestandtheilen, aus welchen der noch übliche Halschmuck besteht. Aber dormalen ist dieser Gebrauch bereits so selten, daß eigentlich nur die in den Familien sich forterbenden, alterthümlichen Zierathen das Andenken daran aufrecht erhalten. Uebrigens zogen auch schon ehemals die Mädchen zur Sommerszeit einen Kranz frischer Blumen der starren Perlenkrone vor. Hinsichtlich des Tragens der Zöpfe unterscheiden sich die Grenzbewohnerinnen auf den ersten Blick von den weiter landeinwärts anässigen Rutheninnen. Erstere theilen nämlich das von Fett glänzende Kopfhaar durch einen von der Stirne bis zum Hinterhaupte reichenden Kammschweif in zwei Hälften und flechten aus jeder dieser Hälften mit Zuhilfnahme von Harzstäben einen stattlichen, 3—4 Schuh langen Zopf, der in einer Quaste endigt. Beide Geflechte werden auf dem Rücken mittelst eines Querstreifens festgebunden, und nur die Spitzen sind daher beweglich, was einen sonderbaren Anblick gewährt. In den südlicheren Gegenden aber wird das Haar kreuzförmig von vorne nach rückwärts und von einem Ohre zum andern abgetheilt. Die vorderen Partien werden sodann glatt gekämmt und jede reicht, in eine Rolle gewunden, unter dem Ohre, auf dessen Seite sie herabhängt, zu der rückwärtigen Haarmasse zurück, welche wieder in einen einzigen, obschon dreizipfligen Zopf ausläuft, dessen Enden gleichfalls mit bunten Bändern geziert sind. Frauen tragen hier die Haare in einen Bund zusammengedreht, der „Konty“ heißt. Was schließlich die Fußbekleidung des weiblichen Geschlechtes betrifft: so pflegt dasselbe in der Verchovina zur Winterszeit gleich den Männern Schnürsohlen und wollene Socken zu tragen; im Sommer dagegen alle Arbeiten in und außer dem Hause barfuß zu verrichten. Nur an hohen Festtagen werden schwarze und rothe Schuhe mit langem Schnabel und hohen Absätzen angezogen, in welchen die Ruthenin stolz einherschreitet und beim Kirchengange von Jedermann bemerkt zu werden wünscht. Soviel über die Tracht der Leute in der Verchovina. Indessen lehren alte Gemälde, Uebersieferungen und Funde, die beim Aufgraben alter Gräber gemacht werden, daß die weibliche Kleidung den Modeeinflüssen zu unterliegen längst begonnen hat, auch die Tracht der Männer vor Alters eine andere war. Letztere trugen einst schwarze, hoch zugespitzte Hüte, langes Haar und große Bärte, auf den Schultern grobe Pelzjacken, auf der Brust einen rauhen Fleck aus demselben Material, weite Tuchhosen

nach Art der noch jetzt im oberen Theißthale üblichen und die unverändert beibehaltenen „Bocskoren“. Vornehme Leute ahnten wohl auch schon im 16. Jahrhunderte die ungarische Tracht nach. Wenigstens erscheint auf einem Bilde vom Jahre 1519 in der D-Sztusiczaer Kirche ein gewisser Was (Jvas, Johann?) sammt seiner Frau in einem derartigen Kostüme, wobei es freilich unentschieden ist, ob dieser Was wirklich ein Ruthene war.

Ein auffallender Luxus in der Kleidung herrscht dormalen nur im Körösmezöer Waldamtsbezirke (dem oberen Theißthale), wo — abgesehen von den bereits erwähnten Tuchhosen und Röcken (Serdakén), die hier mit blauen oder gelben Schnüren verziert sind — die Männer an Sonn- und Feiertagen sich eines mit einer rothen Bordur versehenen, seidnen Halstuches, eines hohen, mit vielen Pfauenfedern und einer breiten Goldborte geschmückten Hutés und statt der Bocskoren durchweg förmlicher Bundschuhe oder Ezismen nach ungarischem Schnitte bedienen. Die Frauen bedecken hier den Kopf mit rothseidenen Tüchern; die Mädchen aber zieren ihn mit wollenen Stirnbändern, an welchen allerlei, aus Bein gedrechselte Figuren und Metallknöpfe befestigt sind. Auch sieht man hier seidene, mit Goldborten eingefasste Vortücher.

Hinsichtlich der Sprache unterscheiden sich die Verchovinaer von den Dolischnuianen durch den Gebrauch des Wörtchens *szo* statt des in den Ebenen gebräuchlicheren *so* und *sto* für das altslovenische und großrussische *eto* (was); ferner dadurch, daß sie das in einshlbigen Worten wurzelhafte *ó* wie *i* aussprechen (wie dieß überhaupt auch in Galizien und in Kleinrußland lautgesetzt ist), also: statt *kón* (Pferd) *bóh'* (Gott) *hrób* (Grab) —: *kin*, *bih*, *hrib* sprechen; endlich dadurch, daß sie das auslautende *k* nach Art der jenseits der Karpathen wohnenden Ruthenen meistens durch *v* ersetzen und z. B. statt *popik* (Aische), *kik* (Stange), *orek* (Abler) —: *popiv*, *kiv*, *orev* u. sprechen.

B. Die Dolischnuianen

sind unter den Ruthenen Ungarns unstreitig der schönste, wenn auch nicht der kräftigste Menschenschlag, in welsch' letzterem Punkte sie namentlich weit hinter den Verchovinaern zurückstehen. Viele unter ihnen erreichen eine ungewöhnliche Höhe. Leute, die eine Klafter messen, sind hier keine Seltenheit. Während der Verchovinaer bei aller Beweglichkeit seines Gemüthes doch mehr den Phlegmatikern beizuzählen ist, äußert sich in dem Ruthenen der Ebene ein cholertisches Temperament. Er ist erregbarer, fröhlicher und unternehmender, als der Hochländer; doch auch zornmüthiger, empfindsamer, serviler und ärmer an Selbstvertrauen, wie dies wohl schon der Unterschied der Gegend und der Schicksale, von welchen deren beiderseitige Voreltern berührt wurden, mit sich bringt. Seine Stirne ist höher und freier; das Haupt weniger abgeplattet; die Physiognomie überhaupt eine freundlichere und größere Intelligenz verrathende. Die Krankheiten, zu welchen er vornehmlich incliniert, sind: gastrisch-biliöse Wechselfieber mit ihren verschiedenen Folgen, das hitzige Gallenfieber als Uebergang der Wechselfieber

in den Typhus, Diarrhöen, die gallige Ruhr, Gelenk-Rheumatismen, Sicht, Skropheln und Taubheit. Irrsinn wird an ihm weniger oft, als am Berchovinaer beobachtet. Neben der Viehzucht treibt er mit Vorliebe Ackerbau und hie und da auch Gewerbe. Mindestens läßt er sich als 'Flößer', Grubenhäuer und Hüttenarbeiter mit günstigem Erfolge verwenden, und zwar in ersterer Eigenschaft schon seit Jahrhunderten. Andere suchen ihren Unterhalt als Fuhrleute, Holzschläger und Köhler. Zu den Wissenschaften macht er rasche Fortschritte, sobald ihm dazu Gelegenheit geboten ist. Er wetteifert hierin mit dem Berchovinaer und trägt mitunter selbst den Sieg über diesen davon. Die Mehrzahl der in Ungarn durch Kenntniße hervorragenden ruthenischen Priester stammt aus den Niederungen an der Theiß. Ich nenne beispielsweise die Munkácsyer Bischofe Andr. Bacsinaky (aus Venetien bei Vinna im Ungher Komitate), Genadius Bizanczy (aus Nagy-Rákos) und Basil Popovics (aus Nagy-Komjath). Auch militärische Vorzüge sind dem Dolischnianen nicht abzuspreehen. So thaten sich z. B. in dieser Hinsicht der unter dem Namen Halules bekannte Genosse des Sasváry Pascha (ein ruthenischer Renegat aus Tisza-Kerektur im Ugojsaer Komitate) zu Ende des 16. Jahrhunderts; dann unter Franz Rákoczly II. der Bandenführer Thomas Ege aus Tarpa und in neuerer Zeit der in russischen Diensten verstorbene Oberst Orlai, gleichfalls ein aus dem Ugojsaer-Komitate gebürtiger Ruthene, hervor. 1) Aller Wahrscheinlichkeit nach war auch der um 1786 als Bergwerks-Direktor und Gouverneur der Kolypnischen Statthaltertschaft in den Altai versetzte russische Hofrath Kacska ein Dolischnianer. Das mildere Klima, in dem er lebt, und die größere Fruchtbarkeit des Bodens, den er bebaut, gestatten ihm, sich besser zu nähren, als der Hochländer es vermag. Seine Kost begreift auch an Wochentagen Obst (sowohl frisches als gedörrtes), Speck, Schweinefleisch, Bohnen und Käse in sich, und das Kukuruzbrot vertritt bei ihm allgemein die Stelle des Haferbrotes. Dem Brauntweingenusse ist er weniger ergeben. Dafür trinkt er mit Vorliebe Wein. Quell- oder Brunnenwasser will auch ihm nicht behagen. Hierin sowie auch in Ansehung der Tracht und Bauart seiner Häuser nähert er sich dem Magharen. Die Tracht besteht bei den Männern in einem breitkrämpigen Filzhute, einem Gürtel, der noch breiter ist, als der des Berchovinaers, einer Gatie, wie sie der magharische Bauer trägt, und einer selbst noch die Knie bedeckenden Schuba. Die Weiber kleiden sich ohne besondere Rücksicht auf das Herkommen mit Venügung der ihnen von Hau-

1) Von den galizischen Ruthenen ist längst bekannt, daß sie im Kriege mitunter Vortüchtliches leisteten. Jener Franz Kulczycki, welcher im Jahre 1683 durch seinen kühnen Verkehrt mit dem Herzoge von Lothringen so viel zur Befreiung Wiens von den Türken beitrug und zum Lohn hiefür zuerst die Erlaubniß, in Wien ein Kaffeehaus errichten zu dürfen, erhielt, war ein Ruthene aus Sambor. Die Bauern von Obertyn im Kolomeer Kreise, sind im Besitze verschiedener Privilegien, welche ihre Vorfahren aus Erkenntlichkeit für den Antheil, den sie an einem 1532 polnischer Seits über die Türken erfochtenen Siege hatten, erhielten. S. Hippolyt Stupnicki, das Königreich Galizien und Lodomerien Lemberg, 1853. S. 63 und 104.

sierern und Marktlicianten angebotenen Fabrikswaaren, und nur die ärmere Klasse bewahrt noch den nationalen Typus. Sie putzen sich mit Bänder-schleifen, Ketten, Korallenschnüren und dergleichen, und tragen durchweg offene Aermel an den Miedern.

Die Wohnungen der Dolischnianen sind lustiger, jückerer und auch von gefälligerem Aussehen, als die Hütten der Gebirgsbauern, da sie meist, wenn auch nicht mit förmlichen Schornsteinen, so doch mit breiten, korbförmig überflochtenen Oeffnungen zum Abzuge des Rauches versehen und geweißnet oder mindestens mit Lehm überworfen sind. Das Baumaterial besteht zum Theile aus Holz, das zum Gerüste verwendet wird, zum Theil aber aus ungebrannten Lehmziegeln und aus Flechtwerk, womit die Zwischenräume ausgefüllt sind. Neben Strohdächern kommen hier auch Schilfdächer vor.

Die Sprache hat viele fremde, mitunter selbst deutsche Worte in sich aufgenommen, statt deren der Berchovinaer nationale Ausdrücke gebraucht. So nennt z. B. der Dolischniane den Zwirn (nytko) cverna, die Waffe (zbroja) gver, ein Grundstück (zásid) grunt. — Frühstücken heißt bei ihm „fristikowaty“, wogegen der Berchovinaer an der galizischen Grenze „snjidaty“ sagt u. s. w. Andere dialektische Verschiedenheiten wurden bereits bei Charakterisirung der Sprechweise der Berchovinaer hervorgehoben.

Was die Denkungsart und Moralität der Dolischnianen betrifft, so sind sie weit mehr zu Excessen geneigt, minder religiös und minder gewissenhaft, als die Hochländer. Diebstähle, Kaufhändel und Injurien sind unter ihnen leider keine seltene Erscheinung. Der Kirchenbesuch, das Fasten und Beten ist weniger ihre Sache; dafür huldigen sie auch weniger dem grassen Aberglauben, ohne indessen in reiferer Verstandesbildung einen Ersatz für die fehlende Einsicht des Herzens zu besitzen. Ihre Sitten und Gebräuche gleichen dort, wo sich derartige Ueberlieferungen überhaupt noch erhalten haben, denen der Berchovinaer; sind aber bei weitem nicht so prägnant und feierlich.

C. Die slovakisirten Ruthenen

bilden den Uebergang zu den Slovaken. Sie sind ein Gemisch einheimischer und zugewanderter Slaven und haben dort, wo sie mit den Magyaren zusammengrenzen, auch von diesen Manches in sich aufgenommen. Doch überwiegt noch in ihnen das ruthenische Element. In physischer und moralischer Beziehung stehen sie unter den Ruthenen Ungarns am tiefsten. Ihr Knochenbau ist wenig entwickelt; ihre Muskulatur schlaff, die Gesichtsfarbe meist fahl, und die Füße sind fast durchgehends in dem Kniegelenke derart zur senkrechten Linie eingekrümmt, daß die Mehrzahl aus Kniebohrern und Plattfüßlern besteht. Dazu kommen bei dem weiblichen Geschlechte häufige Verschiebungen des Beckens und andere, äußerlich minder wahrnehmbare Gebrechen. Das Aussehen dieser Leute macht beinahe einen widerlichen Eindruck. Denn der oft selbst bei 20jährigen Männern nicht einmal die Höhe von 5 Schuh erreichende Körper ist in der Regel aufgedunsen, gleich als litten

sie an der Wasserjucht, oder bis zum Skelette abgemagert und im höchsten Grade hinsüßlich. Unter ihnen werden daher nur verhältnißmäßig wenige zum Militärdienste taugliche Rekruten gefunden (durchschnittlich unter 20 Einer). Das bartlose, hagere Gesicht, der stiere Blick, der schleppende Gang, die schlotternden Gliedmaßen verrathen Elend und eine diesem sich muthlos beugende Resignation. Den Formen der Frauen fehlt es ganz und gar an Rundung. Der Oberleib ist kurz und gedrungen; die Brustdrüsen treten kaum merklich hervor. Die Geschlechtsreife tritt hier erst spät ein, und die Fruchtbarkeitsperiode endet schon wieder mit den Dreißigen. Es reichen aber auch die meisten Mütter ihren Kindern bis ins 2. Lebensjahr die weisse Brust, was nach der Meinung mancher Aerzte den Eintritt der Sterilität beschleunigt. Irriunnsfälle sind hier häufiger als unter den Dolischnianen. Im Sároser Komitate allein wurden im J. 1858 deren 40 gezählt.

Von der Lebendigkeit, die den Dolischnianen eigen zu sein pflegt, ist hier keine Spur. Energielos, wie sie selber sind, erziehen hier die Eltern ihre Kinder vor Allem zu jener Gleichgiltigkeit und beständigen Fassung, die in ihren Augen das Glück des Menschen ausmacht. Indessen paßt dieses trübe Bild zunächst nur auf die Mehrzahl der Gebirgsbewohner im Zempliner und Sároser Komitate. In den südlichen Theilen von Zemplin und Abauj, sowie in den anderweitigen Kolonien der slowakisirten Ruthenen herrscht ein hievon abweichendes, lebhafteres Temperament und größere geistige Rührigkeit unter denselben, wie denn z. B. der als russischer Staatsrath verstorbene Ruthene Baludžanský aus Feljö-Ucsva im Abaujer Komitate gebürtig war. Ausnahmen von dieser Regel sind nicht häufig; treten aber dann um so deutlicher hervor. Wo ferner das ruthenische Element die Oberhand behauptet, wie dieß z. B. in einzelnen Gebirgsgegenden des Bartfelder und Svidniser Stuhlbezirkes der Fall, haben die Leute beinahe durchweg ein gefälligeres Aussehen und hurtigeres Wesen, als in den Gegenden, wo das slowakische Element überwiegt. Dort ist auch die Heimath der meisten slowakisirten Ruthenen, welche zu höheren kirchlichen Würden gelangten, namentlich die der Munkácsyer Bischöfe Blašovský (aus Balás-Vágás), Michael Man. Džavský (aus Ušavica) und Basil Tarajovicš (aus Lukó), sowie nicht minder die Heimath des 1752 zum Kreuzer Bischof (in der kroatischen Militärgrenze) konsekrirten Gabr. Palkovicš und die der Brüder Dobrzánský (geb. zu Zavadka in der Zips). Trägheit wird den slowakisirten Ruthenen nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht, besonders den Anwohnern der galizischen Grenze. Denn so lange nicht die äußerste Gefahr einer Hungersnoth, oder sonst eine moralische Nöthigung sie zwingt, legen sie nie ernstlich Hand an irgend eine Arbeit, und es ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend, daß im Norden des Sároser Komitats in geeigneten Jahren stets die Arbeitspreise steigen; in Mißjahren dagegen, weil sodann das Angebot von Händen nothgedrungen zunimmt, merklich fallen. Von Gerichtsperjonen werden sie als verschlagen, boshaft und schadenstroh geschildert. Raubanfälle sind auch hier selten; dafür aber Diebstähle, boshafte Beschä-

digungen fremden Eigenthumes, Brandlegungen, Ehrenbeleidigungen und körperliche Verletzungen desto häufiger. Eine förmliche Leidenschaft dieser Leute ist das temporäre Auswandern, was sie „na dolnu zemlu“ (Abwärtsziehen) nennen und jährlich wiederholen. Der slovakisirte Gebirgs-Ruthene fühlt sich in einem halb nüchternen Zustande am wohlsten und verabsäumt es daher nicht, möglichst oft durch Branntweingenuß sich in einen solchen zu versetzen. Von ihm kann wohl in Wahrheit behauptet werden: daß er auf diese Weise das Bewußtsein seines Elends zu verschleichen oder mindestens zu betäuben sucht. Auch greift er oft aus einer Art Instinkt zum Branntweinglase, weil der Genuß von Spirituosen bekanntlich bewirkt, daß eine spärliche, consistente Nahrung länger vorhält, d. h. minder oft erneuert zu werden braucht.

Religiöse Regungen arten bei ihm leicht in schwärmerische Wigotterie aus. Nichts erleichtert ihm mehr das bedrängte Herz, als die Andacht vor einem wunderthätigen Marienbilde. Beschwermliche Wallfahrten, asketische Bußübungen und dergleichen sind ihm so zu sagen Bedürfniß. Die Basiliten-Klöster zu Bukoéz im Sározer und zu Kráznibrod im Zempliner Komitate ziehen hievon den größten Theil ihrer Neveniten. Die erwähnte Entartung des religiösen Gefühles manifestirt sich vornehmlich in den Bußübungen, im gedankenlosen Herbeten ungereimter Formeln, in der den Heiligenbildern erwiesenen, beinahe göttlichen Verehrung u. s. w. Dabei wird das Gewissen selten erforscht, und was etwa von diesem dennoch als Sünde bezeichnet werden wollte, mit Rücksicht auf dargebrachte Kirchenopfer (bestehend in Kerzen, Bildern, Fahnen und Paramenten) oder auf die besorgte Errichtung von Kreuzen und Kapellen oder auf erlangte Ablässe als hinlänglich gesühnt angesehen. Kirchweihen werden stets auf solenne Weise gefeiert. Zu den größten religiösen Festen der fraglichen Ruthenen gehören ferner das Fest des heiligen Johannes von Dukla, das Fest der Wasserweihe (Jordans-Heiligung) am 18. Jänner und das des heiligen Stephan. Durch das zu Weihnachten übliche Ausstreuen von Stroh in der Stube soll das Andenken an das ärmliche Lager des neugeborenen Heilandes geweckt; durch das zu Ostern gebräuchliche wechselseitige Begießen mit Wasser die während der Fastenzeit erfolgte Reinigung der Seele versinnlicht werden. Im Mai und später am Johannisfeste werden Freudenfeuer angezündet. Kindstausen, Hochzeiten und Begräbnisse verlaufen auch hier nie ohne Gastereien, die namentlich bei Hochzeiten oft mehrere Tage dauern. Mädchen und Burche vindiciren sich aber hier schon ein freieres Wahlrecht und es wird daher auch die Verlobung für sich festlich begangen. Gewöhnlich ist der Pfarrer dabei zugegen, und es reichen sich die Brautleute über einem Brotklaibe die Hände. Dem Brautzuge wird nicht selten eine farbige Fahne vorangetragen, die mit einem großen Blumenstrauße geziert und mit Schellen behangen ist. Gemeindeangelegenheiten verhandelt man gerne im Wirthshause beim Branntweine, wobei früher die Prozedur in Gerichtssachen gewöhnlich mit der Pfändung und mit dem Vertrinken des Pfandes begann. Einen säumigen Schuldner hielten sonst die Dorfrichter unter dem Dache ihres Hauses so lange gefangen,

bis der sich hier ablagernde Rauch ihn mit Ruß überzogen und solchergestalt mürbe gemacht hatte. Das Volk huldigt dem dümmsten Aberglauben. Wahrsager und Wettermacher stehen bei ihm in hohem Ansehen. Bei andauernder Dürre pflegt man die Frauen zum Baden zu nöthigen und sie im Falle einer Weigerung wohl gewaltsam ins Wasser zu tauchen, damit sich zeige, welche unter ihnen die Hexen seien, auf deren Rechnung die Dürre zu setzen ist. Die Wohnungen sind im Gebirge von den Bauernhäusern der Verchovina nicht merklich verschieden; in den Niederungen aber findet man recht geräumige, reingehaltene und mit Tischen, Stühlen und Betten aus weichem Holze eingerichtete Hütten, in denen die bis an die Decke aufgethürmten Pfähle beweisen, daß mindestens an hiezu verwendbaren Federn und Flaumen kein Mangel ist. Ein nirgends fehlendes Möbel ist im Gebirge die Handmühle, welche zur Vereitung des Mehles und der Grütze dient. Die Kost ist im Gebirge ebenso karg bemessen, als die des Verchovinaers; in der Ebene aber reichlich. Als Lieblingsgericht sind die s. g. „pyrohy“ (poln. pirogi), d. h. mit Kartoffeln oder Topfen gefüllte Strudel aus Hasermehl zu erwähnen. Bei den Gebirgsbewohnern vertritt ein bis an die Knie reichender, braunwollener Rock von alterthümlichem Schnitte die Stelle der Schuba. Dieser Rock ist mit einer Art Kapuze oder mit einem quadratförmigen, bloß den Rücken bedeckenden Kragen versehen, an dem Franzen aus ungebleichtem Garne hängen. Gegen das flache Land zu tragen sich aber die slowakisirten Ruthenen nicht viel anders, als die neben ihnen und mit ihnen untermischt wohnenden Slovaken, von denen sie sich oft nur mehr durch sprachliche Nuancen und durch das zähe Festhalten am griechischen Ritus unterscheiden. Was den Dialekt anbelangt, den sie sprechen, so stimmt derselbe im Allgemeinen mit dem s. g. Sároszer Dialekte überein, der zunächst den Slovaken dieser Gegenden eigenthümlich ist; doch unterscheidet er sich von diesem hie und da noch durch eine echt ruthenische Färbung dergestalt, daß z. B. im früheren Evidniker Stuhlbezirke (der s. g. „Matoviczacr Krajna“) der dortige Amtsvorstand mir auf meine Frage darnach sogleich die Ortschaften bezeichnen konnte, wo der Sároszer Dialekt im Gegensatz zu den ruthenischen Gemeinden rein gesprochen wird.¹⁾ Die also Redenden heißen zum Unterschiede von den eigentlichen Slovaken „Sotaken“, weil sie das in der slowakischen Mundart wie eo lautende, ruthenische Wörtchen eo nach Art der Ruthenen aussprechen. Ihr westlichster Vorposten ist Lucivna (Lautschburg) in der Zips. Uebrigens ist auch ein Anflug polnischer Wesens an ihnen wahrzunehmen, welcher — wie im I. Abschnitte nachgewiesen wurde — von polnischen Zuwanderern herührt.

Eine andere Volksgruppe charakterisirt sich — abgesehen von bei Weitem wesentlicheren Abweichungen — durch das Aussprechen der gedachten Sylbe „eo“ wie „so“ und ist demzufolge unter dem Namen „Sotaken“ bekannt. Diese Ruthenen-Abart (von dem häufigen Gebrauche der Ausrufung

1) Diese Ortschaften sind übrigens hier klein an Zahl und Umfang.

„ava“, siehe, auch „Avaken“ und von dem Gebrauche des Wortes „ceper“ statt dem ruthenischen „teperj“, jetzt, „Seperaken“ genannt) breitet sich hauptsächlich im Tavarnaer Thale (östlich von Baranno) und zwischen diesem und dem Orte Szobrancz im Ungher Komitate bis zur Vereinigung der Ondava mit der Latorcza herab aus. Die Akzentuirung der Worte nähert sich bei ihr nicht sowohl dem Sárojer Dialekte, als vielmehr dem Ruthenischen. Einen großen Theil ihres Sprachschatzes aber haben die Sotaken mit den Slovaken gemein; Einiges auch den Magyaren entlehnt. Die Flexion der Wörter ist bei ihnen mitunter eine ganz absonderliche; so sagen sie z. B. ida, buda statt idut, budut bei den Ur-Ruthenen. Auffallend ist an ihrem Körperhabitus der schöne, schlanke Wuchs und das weiche, hellblonde Haar der Kinder. Das Familienleben der Sotaken wird als sehr patriarchalisch geschildert. Jedes Glied des Hauses hat seine bestimmten Berrichtungen zugewiesen und fügt sich den Anordnungen des Altvaters unbedingt. Die Weiber müssen nicht nur durch die Thätigkeit ihrer Hände die Familie kleiden, sondern auch durch den Kinnerverkauf das nöthige Salz „ins Haus verdienen“. Im Uebrigen, d. h. was physische und geistige Beschaffenheit, Sitten und Gebräuche, Tracht und Wohnung anbelangt, gleichen sie den Sotaken.

Außerdem sind hier noch die

„ruthenifirten Soralen“

zu erwähnen, welche, jedoch nur in sehr geringer Anzahl, in der Zips ange-
troffen werden.

Dieselben zeichnen sich durch Unternehmungsgeist, körperliche Behendigkeit und Mutterwitz aus. Sie bewohnen den Gebirgszug zwischen der Felschlucht, durch welche die Popper Ungarn verläßt, und dem Centralstocke der Karpathen, auf dessen nördlicher Abdachung die westlichste, von ihnen bevölkerte Drtschaft, nämlich: Dstürnja liegt. Man findet unter ihnen Männer, die als Hausierer halb Europa durchwandert und sich umfassende Kenntnisse erworben haben. Sie gelten aber auch für besonders verschmitzt und habgierig. Ohne diebisch zu sein, stellen sie doch nur selten etwas auf der Straße oder sonst wo Gefundenes dem Eigenthümer zurück, auch wenn ihnen derselbe bekannt ist. Sie halten in neuerer Zeit viel auf Schulbildung und sehen es gerne, wenn ihre Kinder im Lesen, Rechnen und Schreiben Fortschritte machen. Aus älterer Zeit ist der Munkácser Bischof Bradács, ein Kamjoukaer, als Beweis ihrer Bildungsfähigkeit anzuführen. Ihre Frömmigkeit ist mehr nur eine äußerliche. Heiligenbilder sind ein in jedem Hause vorfindiger Wandschmuck. Obgleich von fatalistischer Hingebung an das Schicksal weit entfernt, fügen sie sich doch in das Unvermeidliche mit den Worten: „Jak Bóg da, tak bendže“ („Wie Gott es gibt, so wird es sein“).

Ihre Kleidung besteht in einem groben, bloß bis an die Hüfte reichenden Hemde ohne Kragen, dessen enganliegende Aermel an der Handwurzel mit Besägen geziert sind; ferner in einem dunkelbraunen Oberrocke, der bis zum Knie hinabreicht und am Rande mit hellfarbigen Tuchstreifen benäht ist; dann

in weißen, enganliegenden Beinkleidern aus grobem Halinatsche, einem dichten Schafspelze als Ueberwurf, einem massiven Leibgurte, Bundschuhen und einem breitkrämpigen Filzhute, um den bei Junggesellen ein rothes Band sich schlingt. Die Weiber hüllen sich zur Sommerszeit in weite Linnengewänder, zur Winterszeit aber in einen, dem männlichen Ueberwurfe ebenbürtigen Pelz. Zu ihrer festtäglichen Kleidung gehören Schnürstiefelchen aus gelbem oder rothem Saffianleder, die sie jedoch erst vor der Kirchenthüre anzuziehen und bis dahin in der Hand mitzutragen pflegen. Am Halse prangen dann Glasperlen und rothe Maschen, während den Kopf buntfärbige Häubchen bedecken.

Die Hauptnahrung dieser Leute sind die Kartoffeln, ein nach Umständen dickergekochter oder flüssiger Mehlbrei (čyr), Kraut und Graupen (pencaky), welche letztere sie sich selbst aus der Gerste bereiten, indem sie dieselbe anfeuchten, sodann in einen hölzernen Mörser schütten und mit einem steinernen Stößel so lange zerstampfen, bis sich die Schale vom Kerne löst. Die Stelle des Hausbrottes vertreten Haferkuchen (moskaly), welche den Feldarbeitern auch allein mit etwas Butter oder Schaffäse verabreicht zu werden pflegen. Das Branntweintrinken hat hier erst in neuerer Zeit sich stärker verbreitet. Vom Hause aus sind die ruthenisirten Goralen mehr für Wein oder Bier eingenommen. Ihre Sprache hat mit der polnischen die meiste Aehnlichkeit; doch macht sich gerade im Akzente die fortschreitende Ruthenisirung dieser Gebirgsbewohner bemerklich.

Ohne alle tiefere Bedeutung ist die in älteren Werken gemachte Eintheilung der ungarischen sowohl als der galizischen Ruthenen in Lischaken und Lemmeken, da sie nur auf dem Gebrauche der Wörtchen lyse und lem, statt des häufigeren tilko oder ino (nur) beruht. In Ungarn kommen Lischaken im Marmaroser Komitate vor.

Schließlich kann ich nicht umhin, ein Faktum anzuführen, das vollkommen geeignet ist, die Sittlichkeit der ungarischen Ruthenen überhaupt in dem verdienten, günstigen Lichte erscheinen zu lassen. — Es befanden sich nämlich in dem Munkäcker Strafhaufe, wo die zu schwerem Kerker in der Dauer von 1—5 und ausnahmsweise auch bis zu 10 Jahren verurtheilten Verbrecher festgehalten werden, am 21. Mai 1860 neben 202 Magyaren und 107 Slovaken nur 83 Ruthenen, während das entsprechende Zahlenverhältniß der genannten Volksstämme zu einander im ehemaligen Kaschauer Verwaltungsgebiete (welches das weitaus stärkste Contingent zur Gesamtsumme der bezüglichen Gefangenen lieferte) nach der Volkszählung von 1850 sich so herausstellt, als lebten in diesem Gebiete fast ebensoviele Magyaren als Ruthenen und um ein Drittel mehr Slovaken. Und wenn man auch in Anschlag bringt, daß unter den magyariischen Sträflingen sich mehrere aus dem Großwardeiner Verwaltungsgebiete befanden, so spricht doch auch dann noch das Verhältniß entschieden zu Gunsten der Ruthenen. Denn daß die Sträflinge aus dem letztgenannten Gebiete nur zum kleineren Theile an die Munkäcker Strafanstalt abgeliefert werden, ist mir positiv bekannt. Von den 83 ruthenischen Sträf-

lingen waren 59 wegen Diebstahl, 13 wegen Raub, 5 wegen schwerer körperlicher Beschädigung, je 2 wegen Mord, Brandlegung und öffentlicher Gewaltthätigkeit und 1 wegen Majestätsbeleidigung inhaftirt. Die große Zahl der Diebe scheint im Widerspruche mit dem zu stehen, was in dieser Hinsicht bei Schilderung der Berchovinaer bemerkt wurde; allein es entfallen dieselben in der That zumeist nicht auf die Berchovina, sondern auf die Niederungen, wo die Dolischnianen und theilweise die slovakisirten Ruthenen heimisch sind. Mit obigen Angaben, welche ich der Güte des Herrn Statthalterei-Rath's Johann Gebel verdanke, stimmt die Thatsache überein, daß laut den gerichtlichen Angaben im Verwaltungsjahre 1857—58 in den vorzugsweise von Ruthenen bewohnten Komitaten Ungh, Beregh-Ugoeja und Sáros nicht mehr als 62 schwere und 37 tödtliche Verletzungen durch gewalthätige Angriffe vorfielen. Endlich hat auch das k. k. Garnisons-Auditoriat zu Kaschau (repräsentirt durch den k. k. Hauptmann-Auditor Schober) sich auf meine Anfrage dahin geäußert: daß die Ruthenen des Auditoriats-Bezirks (der das ganze kompakte Ruthenengebiet in sich begreift) als Soldaten vorzugsweise nur durch Desertionen, zu welchen sie das Heimweh verlockt, und durch Raubanfälligkeiten, die von den dann obdachlos herumirrenden Deserteuren aus Noth begangen werden, sich Strafen von größerem Belange zuziehen.

Was die Bildungsfähigkeit der ungarischen Ruthenen im Allgemeinen betrifft, so ist dieselbe weit größer, als man in Ungarn insgemein anzunehmen geneigt ist. Ich habe nicht nur Schreibpenja und Zeichnungen ruthenischer Bauernkinder aus allen Theilen des Ruthenengebietes gesehen, welche bedeutende Anlagen verrathen, sondern es ist mir auch eine erkleckliche Anzahl gediegener, literarischer Leistungen bekannt geworden, welche Ruthenen zu Urhebern haben. So gab z. B. der Ungvárer Domherr Andreas Balugyansky im J. 1842 eine in lateinischer Sprache geschriebene und später ins Russische sowohl, als ins Ungarische übersetzte Kirchengeschichte von anerkanntem Werthe heraus,¹⁾ der Sperieser Domherr Duchnovics ist Verfasser mehrerer asketischer Schriften und eines ruthenischen Lesebuchs für Elementarschulen; der Archi-Diakon der oberen Marmaroser Berchovina, Stephan Músthanovics, ließ mehrere in ruthenischer Sprache gehaltene Predigten drucken; Michael Lucekai (welcher längere Zeit hindurch eine hohe kirchliche Würde am Hofe des Herzogs von Modena bekleidete) edirte eine russinische Grammatik. Andere Bildungsproben ungarischer Ruthenen zieren das Quellen-Verzeichniß, welches an der Spitze der vorliegenden Schrift steht. Aus neuerer Zeit sind ferner als Männer von höherer, wissenschaftlicher Bildung der 1859 zu Szinevér in der Marmaros verstorbene Archi-Diakon Basil Ljachovics, der Munkácsyer Archi-Diakon Basil Dohovics, der Ungvárer Schuleninspektor Kritsfa lush de Kritsfalva, der als Pfarrer

1) Das Buch wurde selbst in mehreren lateinisch-katholischen Priesterseminarien Ungarns als Lehrbuch eingeführt, was deutlich genug für seine Brauchbarkeit spricht.

zu Paßtély verstorbene Doktor der Theologie Andreas Barankovics, der 1859 zu Rákos-Pataf verstorbene ehemalige Professor am Unghvárer Lyceum und spätere Tichauer Pfarrer Paul Rutka, der 1841 als bischöflicher Bibliothekar zu Unghvár verstorbene Basil Bolosjány, der Beloveßauer Pfarrer Andreas Paulovics, der Malczoe Pfarrer und Archi-Diakon Alexander Janitzky und die beiden Wiener Aerzte Michael Bißanik und Vincenz Alexovics zu nennen. Stachovics war in den römischen und griechischen Klassikern gleich gut bewandert und ein vortrefflicher Stylist; Dohovics war Mitglied der ungarischen gelehrten Gesellschaft; Paulovics ist Mitarbeiter bei mehreren galizischen Zeitschriften und ein ausgezeichnete Schulmann; Dr. Med. Bißanik erfreut sich in Wien als Arzt eines vorzüglichen Rufes, fungirt schon seit einer langen Reihe von Jahren als Primararzt im allgemeinen Krankenhause, war schon wiederholt und ist eben jetzt wieder Dekan des medizinischen Doktoren-Kollegiums an der Wiener Universität und hat sich um die Gründung humaner Vereine, insbesondere einer Sozietät zur Unterstützung von Wittnen und Waisen verstorbenen Aerzte große Verdienste erworben. Aus älterer Zeit sind neben dem Schriftsteller Johann Basilovits (welcher außer dem von mir in Quellen-Verzeichnisse angeführten historischen Werke auch eine asketische Schrift unter dem Titel: „Imago vitae monasticae“ 1802 zu Kaschau herausgab) noch der Rektor des gr.-kathol. General-Seminars zu Lemberg unter Joseph II. (dessen Lehrer in der russischen Sprache und Begleiter auf der Reise nach Rußland derselbe war): Szavniczky, der Munkácszer General-Vikar Gregor Desko (gest. 1758) und der Marmaroser bischöfl. Vikar Daniel Havrilovics hervorzuheben. Die beiden letztgenannten gaben Dissertationen heraus u. z. Desko über die christliche Politik, Havrilovics aber über Calmet's Zergliederung des alten Testaments.

Und welche Bildungsproben würden die Ruthenen Ungarns nicht aufzuweisen haben, wenn das Volksschulwesen bei ihnen besser geregelt wäre! Im Jahre 1859 waren im ganzen Ruthenengebiete — von den ohnehin nicht zahlreichen katholischen und protestantischen Gemeinden abgesehen — nur 50 Individuen ausschließlich (als selbstständige Lehrer oder Lehrgehilfen) mit dem Volksunterrichte an ruthenischen Dorfschulen beschäftigt. Vierklassige, mit Schullehrer-Präparanden verbundene Normal-Hauptschulen gab es für die gr.-kathol. Ruthenen in ganz Ungarn nur 3 (zu Unghvár, Maria-Pócz und Speries); vierklassige Hauptschulen außerdem noch 2 zu Zakubjan und Kamjonka in der Zips ¹⁾ und zweiklassige Pfarrschulen existirten gleichfalls nur an 2 Orten (zu Nagy-Lipnik und Sarembina in der Zips). Alle übrigen Lehrerstellen wurden von den Kirchenjüngern (Kantoren), die zugleich Meßnerdienste leisten, so zu sagen nur nebenher versehen. Die gewöhnlichen Dorfschulen waren obendrein nur zum kleinsten Theile (in der 392 Mutter- und 1025 Filialgemeinden zählenden Munkácszer Diözese inclusive der von der gr.-kathol. Geistlichkeit geleiteten magyarischen, welche in dieser

1) Die Dorogher Hauptschule wird beinahe ausschließlich von magyarischen Kindern besucht.

Hinsicht den Vorrang vor den ruthenischen behaupten, bloß deren 38) im Sinne der staatlichen Vorschriften systemisirt, d. h. die weitaus überwiegende Mehrzahl derselben hatte weder einen sicheren Bestand, noch eine dem allgemeinen Schulplane entsprechende Einrichtung. Ein Fortschritt ist wohl auch auf diesem Gebiete während der letzten 10 Jahre wahrnehmbar gewesen. Denn die Zahl der ruthenischen Pfarrorte, wo eine Schule nicht einmal dem Namen nach existirt, ist dermalen gering, (meines Wissens gehören hieher nur Droß-Beklin im Sároszer und 4 Ortschaften im Ungher Komitate), wogegen noch im Jahre 1839 in der damals an sechsthathundert Pfarren zählenden Munkácszer Diözese eingestander Massen nur 68, in der damals 194 Pfarren zählenden Sperieser nur 5 coordinirte d. h. wirkliche Elementarschulen vorhanden waren. Im Also-Bereczker Stuhlbezirke (Beregh), wo bis 1850 unter 76 ruthenischen Gemeinden nur 2 mit Schulen ausgestattete waren, erfreuten sich im Jahre 1858 alle diese Gemeinden eigener Schulen und es waren darunter 15 gute. Im Rašóer Bezirke wurden vom Jahre 1854 an mit Hilfe des Kameral-Aerars viele Schulen neu organisirt, und den Lehrern fixe Gehalte bis zu 300 fl. öst. Währ. erwirkt; im Hušter Bezirke gelang es, für die Ortschaften Biš, Huš, Zádnya, Dolha, Bereczke, Bereznik, Lipse, Rešelymezö und Berlešthe geprüfte Lehrer aus den Präparandien zu gewinnen. Und so geschah in der That während des österreichischen Interregnums Manches zur Hebung des ruthenischen Volksschulwesens, besonders solange in der Person des Sperieser Domherrn Viktor Dobránsky ein eigener Schulrath hiesfür thätig war. Allein die getroffenen Vorkehrungen genügen noch lange nicht dem Bedürfnisse. Noch immer ist die Zahl der zum Besuche höherer Lehranstalten befähigten Ruthenen verschwindend klein im Verhältnisse zur numerischen Größe des Nachwuchses. Am Ungvárer Gynnasium, dem von ruthenischer Seite besuchtesten Ungarns, studirten im Jahre 1859 in acht Jahrgängen nicht mehr als 205 griechisch-katholische Jünglinge und unter diesen waren obendrein einige Magyaren aus dem Szaboczer und Ungher Komitate. Woher soll auch ein stärkeres Kontingent zuströmen, nachdem in der Beregher Krajna auf 82, in der oberen Marmaroszer Verchovina auf 79, in der Szobrancezer Gegend auf 55, im Talaborthale auf 50, in der Hegyhallya auf 49, um Huš auf 40, um Dolha auf 33 Dekanats-Insassen erst ein Schulkind kommt und das bezügliche Durchschnitts-Verhältniß 1 : 25 ist ¹⁾ — des Umstandes, daß kaum die Hälfte der konfribirten Schulkinder einen regelmäßigen Unterricht genießt und die Lehrer erwählntermassen zur Mehrzahl unwissende Leute sind, gar nicht zu gedenken!

Was das Religionsbekenntniß betrifft: so gehören die Ruthenen der Marmaros, des Beregher und Ugočsaer Komitats fast ohne Ausnahme

1) Die Zahl der schulpflichtigen Kinder (im Alter von 6 bis 12 Jahren) verhält sich im Ruthenengebiete zur Gesamtzahl der einheimischen Bevölkerung wie 1 : 15.

der griechisch-katholischen Kirche an; im Ungher Komitate werden unter ihnen circa 10,000, im Zempliner circa 20,000, im Sározer bei 40,000 und im Zipser 4—5000 lateinische Katholiken gezählt. Die Zahl der Ruthenen, welche sich zum Protestantismus bekennen, belauft sich höchstens auf 20,000. Davon entfallen circa 10,000 auf das Sározer, 7000 auf das Zempliner und 1000 auf das Zipser Komitat. Die protestantischen Ruthenen des Zempliner Komitats sind größtentheils Sotaken. ¹⁾)

1) Bei der Volkszählung im Jahre 1857 wurde die Zahl der Anhänger der verschiedenen Religionsbekenntnisse in den nachstehenden ruthenischen Stuhlbezirken erhoben, wie folgt:

| | Gr.-Kath. | Röm.-Kath. | Nicht unirt. | Protest. | Israeliten. |
|---------------|-----------|------------|--------------|----------|-------------|
| Hußt | 26,826 | 1,495 | 6 | 2,251 | 2,654 |
| Deförmezö | 17,587 | 39 | — | 12 | 1,826 |
| Rahó | 16,116 | 2,660 | 3 | 50 | 357 |
| Ufso-Bereczke | 13,795 | 560 | 1 | 37 | 2,078 |
| N.-Berezna | 21,699 | 1,147 | — | 44 | 1,565 |
| Domonna | 12,074 | 13,915 | 18 | 153 | 2,505 |
| Papina | 11,142 | 2,302 | — | 8 | 1,448 |
| Sztropko | 5,942 | 4,473 | — | 65 | 1,750 |
| N. Mihály | 9,339 | 10,629 | — | 5,731 | 2,718 |
| Spibník | 12,873 | 978 | 1 | 6 | 1,096 |
| Bartfeld | 10,852 | 14,216 | — | 2,269 | 2,474 |
| Zeben | 11,582 | 17,770 | 2 | 571 | 2,712 |
| Giralt | 4,212 | 8,411 | — | 4,433 | 2,045 |
| Lublau | 9,367 | 10,785 | — | 802 | 227 |

Die wenigen römisch-katholischen Pfarreien, welche in der Verchovina und den unmittelbar daran grenzenden Distrikten bestehen (11 in der Marmaros, 5 in Beregh, 12 in Ungh) sind größtentheils erst im Laufe der letzten 80—90 Jahre, einige, wie z. B. jene zu Zelső- und Turja-Kemete gar erst vor 7—14 Jahren errichtet worden und zwar vorzugsweise für Deutsche, Magyaren und Slovaken, wie der Schematismus der Szathmärer Diözese bezeugt. Zu Bocsko, Sziget, Husz, Munkács, Bartháza, Ungvár, Turja-Kemete, Zelső-Kemete, Nagy-Berezna und Szerebnye wird in allen drei Sprachen, (d. h. deutsch, ungarisch und slavisch), zu Kobola-Bojana, Körösmezö, Rhonafél, Dombo, Tecjö, Deutsch-Mokra und Visk deutsch und ungarisch, zu Zelső-Domonya und Tiba slavisch und ungarisch gepredigt. Bloß bei der Rahóer Pfarre heißt es in der Rubrik „Lingua“: „Germ. Hung. et Ruthenica“. Das evangelische Zemplin-Sározer Seniorat (Augsb. Konf.) welches mit Ausnahme der Zips beinahe das ganze Ruthenengebiet in sich faßt, zählt nur 19 Seelsorgsstationen; das helvetische Ober-Zempliner 28, das Ungher 38, das Beregher 61, das Marmaros-Ugocsaer 31. Doch muß bemerkt werden, daß sich zum Calvinismus beinahe ausschließlich die Magyaren bekennen, wornach also die große Zahl der helvetischen Seelsorgs-Stationen ein die Ruthenen so gut wie gar nicht berührendes Faktum ist. In der eigentlichen Verchovina existirt keine einzige protestantische Kirchen-Gemeinde.